Deutsche Volks- u. Jugendschriften.

16

Aus einem Fürstenleben.

Erzählung von **W. Stöber.**



Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

F. Ade. X. A. Stuttgart.

Aus einem Fürstenleben.

Erzählung

von

Wilhelm Stöber.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1877.

Erstes Kapitel.

Einsam und verlassen.

Es war einer jener schönen Tage, wie sie gegen das Ende des launischen und wetterwendischen Monats April nicht selten sind. Die Sonne hatte sich glänzend am wolkenlosen Himmel erhoben und ihre Strahlen glitzerten in Millionen Thautropfen, welche an den jungen zarten Grashalmen hingen. Die Erde hauchte einen eigenthümlichen, erfrischenden Duft aus, aus den Feldern, die wie ein grüner Teppich sich hinbreiteten, stieg jubelnd die Lerche empor und im Wald, wo die Buchenknospen dick angeschwollen waren und nur den Kuß der Sonne abzuwarten schienen, um vollends sich zu öffnen und die smaragdgrünen Blättchen zu entfalten, wo die lang herniederhängenden schon belaubten Zweige der Birken im Winde sich schaukelten — im Walde war es lebendig von den Stimmen vieler Vögel, unter denen der kräftige Schlag des Finken sich besonders bemerklich machte.

Im Parke des Markgräflich Ansbachischen Schlosses zu Schwaningen am Hesselberg gingen zwei Damen langsam auf den glatten Sandwegen dahin, die durch grüne thaufrische Wiesenflächen, unter Gruppen alter mächtiger Bäume und zwischen Flieder- und Jasmingebüschen auf einen großen Teich hinführten, dessen Wasser die Sonnenstrahlen wie ein Spiegel zurückwarf.

Die ältere der Frauen, dem äußeren Ansehen nach in den Vierzigen stehend, wandelte gebeugten Hauptes einher und schien, in tiefe Gedanken versunken, wenig auf die

Pracht der zu neuem Leben erwachenden Natur zu achten. Sie stützte sich auf den Arm der anderen Dame, denn sie hinkte ein wenig und das Gehen wurde ihr schwer. Ihre Begleiterin war ein junges Mädchen in der ersten Blüthe der Jugend. Ihr lebhaftes braunes Auge schweifte über die Wiesenflächen, die schönen Baumgruppen, die blühenden Gebüsche hin oder folgte auf Augenblicke den Vögeln, die sich im Gezweige tummelten; aber es kehrte immer schnell wieder zurück und ruhte mit einem Ausdruck inniger Liebe auf dem Angesicht der Frau neben ihr, auf dem entweder Kränklichkeit oder vielleicht auch Kummer und Leid nur zu deutliche Spuren eingegraben hatten.

Das Ufer des großen Teiches war erreicht, und die beiden Damen ließen sich auf einer hart am Wasser stehenden von Fliederbüschen überwölbten Bank nieder. Weit hinaus dehnte sich die Wasserfläche, rings umgeben von Wald und Gebüschen. Ueber die Baumwipfel sah das kahle Haupt des Hesselberges herüber. Der Teich war reich belebt von allerlei Gethier. Ein Flug wilder Enten rauschte aus dem schon ziemlich herangewachsenen Geröhricht hervor, und fiel weit draußen platschend in das Wasser ein, daß dasselbe emporspritzte und weite immer wachsende Wellenkreise entstanden. Tauchentchen schwammen langsam dahin, plötzlich unter dem Wasserspiegel verschwindend, dann wieder auftauchend, wobei sie ihr lustiges fast höhnisch klingendes Gelächter erschallen ließen. Die Herrscher des Teiches aber waren drei große Schwäne, die stolz zwischen den anderen Wasservögeln daher zogen, wie große Fregatten zwischen dem Gewimmel der sie umgebenden Bote. Sie hatten die Frauen am Ufer schon bemerkt und ruderten nun eiligst heran, daß an ihrer Brust sich die Wasser theilten, wie am Kiel eines Schiffes.

Sie kannten ja seit vielen Jahren die Frau mit dem feinen bleichen Gesicht und dem Zug tiefen Leides darin; viel hundertmal war sie schon dagesessen und hatte ihnen Brocken weißen Brodes zugeworfen, für sie ein großer

Leckerbissen. Auch heute schwammen sie wieder ganz nahe heran und ihre Herrin erfreute sich an den leichten gewandten Bewegungen der prächtigen Thiere, die eifrig die zugeworfenen Brodbrocken von der Wasserfläche aufschnappten. Ja, einer unter ihnen nahm sogar ohne alle Scheu das Brod unmittelbar aus ihrer Hand, als sie sich vorbeugte und ihm dasselbe darreichte.

„Sieh', Bertha, sagte die Frau zu ihrer Begleiterin, die Thiere wenigstens lieben mich, wenn auch die Menschen mich verlassen. Der Schwan kommt herangezogen, sowie er mich sieht und wenn er gerade gut gelaunt ist, beugt er seinen schlanken Hals unter meiner streichelnden Hand. Die Rehgais mit dem buntgefleckten Kitzchen weidet ruhig weiter auf den Grasflecken des Parkes, wenn ich vorübergehe, ja der stolze Hirsch schaut mich an mit den großen klugen Augen, ehe er das mächtige Geweih zurücklegt und in weiten Sätzen zwischen den Bäumen dahinfliegt. Es ist das noch ein Trost für mich arme verlassene Frau, freilich kein großer. Aber ich will nicht undankbar sein; wenn auch die nichts von mir wissen wollen, die mir am nächsten stehen sollten, ich habe ja doch Dich noch, liebe Bertha!"

Das junge Mädchen hatte ihr schönes Angesicht, in dessen Augen jetzt die hellen Thränen glänzten, der Sprecherin zugewendet und diese strich ihr mit der bleichen durchsichtigen Hand über die Stirne und die Wangen und küßte sie auf die blühenden Lippen, mit einem Ausdruck inniger Liebe, wie sie nur immer eine Mutter gegen ihre Tochter hegen kann.

„Warum wieder die trüben Gedanken, Durchlaucht! entgegnete das Fräulein, das die Hand ihrer Begleiterin in der ihrigen hielt, wenn Sie auch so viel schweres erlebt haben und noch erleben, so —"

„Schweres hab' ich erlebt, sagte die Fürstin, und ihr Auge nahm einen starren Ausdruck an, als ob sie der Gegenwart entrückt in längst vergangene Zeiten zurückschaute — ja, Du hast recht, mein Kind, nur kannst Du, im

Glück aufgewachsen und das Herz voller Hoffnungen, gar nicht beurtheilen, wie schwer das war, was ich schon durchgemacht. Du hast Eltern, die Dich auf den Händen tragen, zu denen Du zu jeder Zeit mit Deinen Anliegen und Wünschen kommen darfst, gewiß, liebevolles Gehör zu finden. Von diesem Glück wußte ich nichts. Meine Wiege stand in einem Königsschloß; aber wenn ich auch von Glanz und Prunk umgeben gewesen bin, eins hat mir doch immer gefehlt, nachdem schon das Herz des Kindes sich sehnte mit heißer Sehnsucht, die Liebe meiner Eltern. Meine Mutter überließ mich den Kammerzofen und Gouvernanten, mein Vater, der König Wilhelm, war ein rauher strenger Mann, der alles eher verstand, als die Zuneigung seiner Kinder zu gewinnen, dazu jähzornig im hohen Grad; als achtjähriges Mädchen hatte ich durch ein kleines Versehen seinen Zorn erregt; er schlug mich so unbarmherzig, daß ich die Spuren dieser Mißhandlung, meinen hinkenden Fuß, noch heute nach mehr als dreißig Jahren an mir trage. — Du, meine liebe Bertha, wirst einmal dem Manne folgen, den Du liebst; ich bin als Kind von zwölf Jahren diplomatisch verschachert worden an meinen Gemahl, den Markgrafen, damals, ich darf das ja vor Dir sagen, ein Wildfang von 17 Jahren, ungebändigt wie das Roß, das über die ungarischen Ebenen dahin fliegt, ohne je Zügel und Sporen gefühlt zu haben. Niemand fragte, was mein Herz zu dieser Heirath sagte; es wurde mir eben angekündigt, daß ich dem für mich ausgesuchten Gemahl zu folgen habe. Vielleicht wäre noch alles gut gegangen, wenn meine Schwiegermutter, die Markgräfin-Wittwe Charlotte, am Leben geblieben wäre. Sie nahm sich meiner, des unerfahrenen Kindes, herzlich an, ich hatte an ihr eine Stütze. Auch mein Gemahl hatte Respect vor ihr, so wenig er sonst nach irgend jemand fragte. Aber kaum ein halbes Jahr nach meiner Ankunft in Ansbach wurde sie durch einen ganz unerwarteten Tod mir entrissen. Ich stand wieder allein da, um so mehr allein, als mein Gemahl sich immer weniger

um mich bekümmerte. Ich schleppte ein trauriges Dasein hin, das durch meine Kränklichkeit noch düsterer gemacht wurde. Durch die Geburt eines Sohnes fiel ein Lichtblick in dasselbe; ich hing mit großer Liebe an dem Kind. Drei Jahre danach gab ich noch einem Kind das Leben, mußte aber bald darauf meinen Erstgeborenen verlieren und die Freude an meinem zweiten Sohn wurde mir verbittert durch die immer deutlicher hervortretende Vernachlässigung von Seiten des Markgrafen. Ich sah es selber und erfuhr es durch Zuträgereien von anderen, daß er mir seine Zuneigung ganz entzogen und dieselbe einer Person zugewendet habe, die durch ihre Schönheit seine Blicke auf sich gezogen hatte, obgleich sie dem niedersten Stand angehörte. Statt mich der Gefahr auszusetzen, mit diesem Weib in Berührung kommen zu müssen, zog ich es vor, mich hieher in eine Art von freiwilliger Verbannung zu begeben, die nun schon volle siebzehn Jahre dauert. In der ganzen Zeit habe ich meinen einzigen Sohn, den Erbprinzen Karl Alexander, zweimal gesehen, nur um mich zu überzeugen, daß er an seine Mutter gar keine Anhänglichkeit hat, während mein Gemahl kein einziges Mal über meine Schwelle gegangen ist. Sieh', mein Kind, da hast Du den Lebenslauf einer von den Großen dieser Erde, welche von den niedriger Stehenden oft so sehr beneidet werden."

Das Fräulein hatte der langen Rede ihrer Herrin, der Markgräfin Friederike Louise, geduldig zugehört, obgleich ihr die vorgetragenen traurigen Thatsachen längst bekannt waren; denn sie wußte, daß die unglückliche Frau gerne in diesen trüben Erinnerungen selbstquälerisch sich erging. Jetzt aber machte sie Anstalt, aufzustehen, um durch die Fortsetzung des Spaziergangs in den Parkanlagen die Fürstin auf andere Gedanken zu bringen. Doch diese hielt sie zurück und fuhr fort: „Wenn sie mich nur wenigstens hier in Ruhe ließen, wie dieß früher der Fall war. Aber seitdem der Freiherr Christoph Ludwig von Seckendorf allmächtiger Minister ist, der alles was von Preußen kommt

haßt, hetzt er meinen Gemahl gegen mich auf, macht ihn glauben, ich verklage ihn bei meinem Bruder, dem König Friedrich, ja ich conspirire mit diesem gegen ihn. Haben sie mir nicht den Menschen, den Geheimen Rath Haagk, als Aufpasser hieher geschickt, damit er alle meine Schritte belaure? Ich kann mich nicht mehr im Park ergehen, ohne daß mir dieser Mensch von ferne nachfolgt. Ich wette, Bertha, daß er auch jetzt wieder in der Nähe ist. Sieh Dich einmal um!"

Das Fräulein stand auf, ging ein wenig auf dem Weg zurück und sah in der That den Genannten jenseits einer großen Rasenfläche unter einer Baumgruppe auf- und abgehen.

„Es ist so, wie Durchlaucht vermutheten, sagte sie zurückkehrend, aber der Herr geheime Rath ist uns nicht gescheidt genug, wegen seiner thun wir doch, was wir wollen."

„Mag sein, entgegnete die Fürstin, aber unbequem ist diese Aufpasserei immerhin und was ich hauptsächlich fürchte, Bertha, er könnte die Anfälle von Schwermuth; die entsetzlichen Träume, die manchmal über mich kommen, dazu benützen, in meinem Gemahl die Ansicht zu befestigen, ich sei wahnsinnig. Wenn sie ihm glauben machten, man müsse mich in engeren Gewahrsam nehmen, ich würde etwa auf die Ansbacher Bastille, auf die Wülzburg, geschickt — o es wäre entsetzlich, ich würde dann wirklich wahnsinnig werden!"

Ihr Gesicht zuckte vor Schmerz und sie rang die Hände.

„Ach, wollen sich Durchlaucht doch keine so trüben Gedanken machen; das wird nie geschehen; Sr. Durchlaucht würde das selber nie über's Herz bringen und wenn, so würde er es nicht wagen, so lang Euer Durchlaucht Bruder, der König Friedrich, die Augen offen hat. Das Beste aber könnten Durchlaucht selber thun, um allen Verdacht niederzuschlagen, wenn Sie sich diesen Anfällen von Schwermuth widersetzten, sie nicht zum Ausbruch kommen ließen."

„O Bertha, sagte die Fürstin, Du hast gut reden; wenn ich Deine Nerven hätte, so könnte ich mich beherrschen. Aber ich bin zu schwach. Manchmal kommt der Gedanke an mein Elend so mächtig über mich, daß ich gar nicht anders kann, als laut klagen und jammern. Und was das ärgste ist, im Traum erscheinen mir oft furchtbare Schreckgestalten, daß ich mich stöhnend auf meinem Lager wälze, bis ich mit lautem Schrei erwache. Du weißt es ja! Das darf niemand hören, Bertha, sonst halten sie mich wirklich für wahnsinnig."

„Unbesorgt, Durchlaucht, entgegnete das Fräulein, wir wachen und sind bei der Hand; der da drüben soll hier wenig finden, was er nach Ansbach berichten kann."

Die Frauen erhoben sich und wollten eben den Weg zum Schloß zurück antreten, als ein Geräusch in dem schon ziemlich dicht belaubten Fliedergebüsch ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie blieben stehen und sahen aus dem Gebüsch einen jungen in Bauerntracht gekleideten Mann hervortreten, der zum Zeichen des Stillschweigens seinen Finger auf den Mund legte.

„Aber um Gotteswillen, Oskar, — Herr von Mardeveld, wollt' ich sagen, verbesserte sich das Fräulein tief erröthend — was wollen Sie hier, was soll die Verkleidung?"

„Still, mein Fräulein, sagte der in Bauerntracht gesteckte Kammerjunker von Mardeveld, der aber auch in diesen Kleidern den Beinamen rechtfertigte, den man ihm am Hof gab: der schöne Mardeveld — ich löse mein Versprechen, das ich Ihnen neulich in Altenmuhr gegeben habe, wo Sie mir klagten, daß gar keine Briefe mehr nach Schwaningen kämen, weil sie wahrscheinlich aufgefangen würden. Ich habe mich mit Baireuth in Verbindung gesetzt; was von dort oder von Berlin kommt, geht nun durch meine Hand, ohne daß der Herr von Seckendorf und Consorten etwas davon erfahren. Hier sind Briefe Ihrer Durchlaucht der Markgräfin von Baireuth, ja ein Brief Sr. Majestät des Königs von Preußen."

Hastig griff die Markgräfin nach dem Paquetchen.

„Es hat sich großes ereignet, Euer Durchlaucht werden Alles selbst finden. Ich kann mich nicht länger aufhalten, muß eilen, wieder nach Gunzenhausen zu kommen, wo der Markgraf jetzt verweilt."

Er ließ sich auf ein Knie nieder, der Markgräfin Hand zu küssen, deren Angesicht von Vergnügen strahlte. „Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, Herr von Mardeveld, sagte sie, indem sie ihn zum Aufstehen nöthigte; es ist viel, daß Sie für eine arme verlassene Frau so großes wagen. Nehmen Sie sich nur in Acht, daß der Markgraf nichts erfährt; er wäre im Stande, Sie in seiner Hitze niederzuschießen."

„Unbesorgt, entgegnete der Kammerjunker, ich bin nicht umsonst in den Vorzimmern aufgewachsen, man überlistet mich so leicht nicht."

Dann reichte er dem Fräulein die Hand und diese spürte einen Druck seiner Finger, der sie wieder erröthen machte, aber sie nicht hinderte, mit einer Miene, welche ihre große Besorgniß zeigte, zu sagen: „Denken Sie an uns und unsere Angst und setzen Sie sich nicht zu großer Gefahr aus!"

Ein dankbarer Blick aus den Augen des Kammerjunkers belohnte die Sprecherin für ihre so freundliche Theilnahme, worauf er hinter den Gebüschen verschwand.

Die Frauen machten sich auf den Heimweg. Die Markgräfin grüßte den ihnen begegnenden geheimen Rath sehr freundlich und das Fräulein von Dankelmann machte einen tiefen Knix vor ihm, aus dem eigentlich ein kleiner Hohn herauszulesen war. —

Es ist Nacht; düster brennt in dem Zimmer der Markgräfin eine Lampe, bei der ihr Hoffräulein Bertha lesend sitzt. Die Fürstin schläft ruhig; nichts desto weniger lauscht das Fräulein öfters aufmerksam auf ihre Athemzüge, die jetzt regelmäßig und langsam gehen. Aber es währt dieß nicht lange. Die Schlafende fängt an, sich unruhig hin und her zu wälzen und ihr vorher bleiches Gesicht überzieht sich mit einer tiefen Röthe. Das Fräulein legt das

Buch weg und geht in das Vorzimmer, wo sie den hier wachenden Kammerzofen etwas zuflüstert. Dann kehrt sie in das Schlafgemach zurück, verschließt die Thüren fest und läßt über die Fenster die dicken Sammetvorhänge herabfallen. Am Bette der Fürstin sitzend beobachtet sie dieselbe genau.

Sie wird immer unruhiger, und wirft sich von einer Seite zur andern. Ihr Mund murmelt unverständliche Worte und Schweiß steht auf ihrer Stirne. Endlich setzt sie sich auf und die weit geöffneten Augen starren in's Leere. Bertha ergreift ihre eiskalte Hand und drückt sie fest an ihre Brust, aber die Fürstin bemerkt es nicht. Ihr Gesicht nimmt einen erschrecklichen, gespensterhaften Ausdruck an, ihr Mund ist geöffnet und ihre Augen sehen starr auf Einen Punkt, als ob sie etwas ganz entsetzliches wahrnähme. Nun fängt sie zu reden an mit gepreßter Stimme, wie ein in höchster Angst befindlicher Mensch. „Sieh, da kommt er, sein Antlitz ist geröthet, — Wuth spricht aus seinen blutunterlaufenen Augen. — Was soll der Degen in Deiner Hand, Karl? Willst Du Deine eigene Frau ermorden?"

Ein gellender Schrei, der jedem, welcher ihn hört, durch Mark und Bein gehen muß — und die arme Fürstin sinkt in Schweiß gebadet und gänzlich erschöpft auf die Kissen zurück. „Bertha!" haucht sie und das Fräulein nimmt sie in ihre Arme, wie ein Kind und küßt sie auf die Lippen, die jetzt blau sind, wie die eines Todten. „Schlafen, Bertha, ausruhen, sagt sie, singe mir ein Lied!"

Das Fräulein legt ihre Gebieterin auf den Kissen zurecht, und hält ihre Hände in den ihrigen. Leise summt eine sanfte Melodie durch das hohe Zimmer. Wie ein Kind, das die Mutter einsingt, entschlummert die Fürstin, regelmäßig hebt der Athem ihre Brust, allmälig kehrt das Blut in ihr aschfarbenes Gesicht zurück.

Das Fräulein ruft eine der Kammerzofen, daß sie den Rest der Nacht wache, dann sucht sie todtmüde selber ihr Lager auf.

Zweites Kapitel.

Lustige Jagd.

Der Erzähler bittet den freundlichen Leser, ihm auf einen anderen Schauplatz zu folgen.

Das obere Altmülthal zwischen Gunzenhausen und Triesdorf ist gerade keine Gegend, welche man ihrer Schönheit halber rühmen könnte. Der Fluß, welcher nur außerordentlich wenig Gefäll hat, schlängelt sich träge durch weite Wiesen, die in seinem Ueberschwemmungsbereich gelegen theilweise ziemlich sumpfig sind und da und dort von Wasserlachen oder Gräben durchzogen werden. Die Hügel treten links und rechts weit zurück und bieten von düstern Fichtenwäldern bestanden keinen sehr freundlichen Anblick.

Aber für eine gewisse Art von Jagd, die jetzt freilich längst nicht mehr betrieben wird, bot diese Gegend treffliche Gelegenheit, ich meine die Falkenjagd. Von dieser war der vorletzte Markgraf von Ansbach, Karl Friedrich Wilhelm, im Mund des Volkes noch bekannt unter dem Namen: der wilde Markgraf — ein leidenschaftlicher Freund.

Gegen zwei Uhr Nachmittags, es war derselbe Tag, an welchem die Ereignisse spielten, die im vorigen Kapitel erzählt wurden — entwickelte sich vor dem Schloß in Gunzenhausen ein reges Leben. Eine Anzahl von Pferden stand vor dem Thor, ungeduldig mit den Hufen scharrend und in die Zügel schäumend; die Falkeniere hatten sich schon aufgeschwungen und hielten auf der rechten Hand die Falken, deren Köpfe mit den schön verzierten Kappen verdeckt waren. Man wartete noch auf den Markgrafen, und die Reiter ließen manchen leisen Fluch hören über sein langes Ausbleiben, weil sie die Pferde kaum mehr zu bändigen vermochten. Der Falkenmeister ermahnte die Falkeniere, heute recht Obacht zu geben, denn, so setzte er flüsternd hinzu: „ich glaube, daß er wieder zu viel bekommt, weil's so gar lange dauert."

Endlich schritt der Markgraf am Arm des Oberjägermeisters von Reitzenstein die Treppe herab. Er war ein großer breitschulteriger Mann mit blondem Haar, auf dem ein wenig Puder lag. Das fette Gesicht mit doppeltem Kinn war sehr geröthet und es schien, als ob der Falkenmeister mit seiner Bemerkung vom Zuvielbekommen recht gehabt habe, denn der Gang des Fürsten war merklich schwankend. Trotzdem schwang er sich gewandt auf seinen starken holsteinischen Schimmel und saß fest und aufrecht im Sattel.

Klirrend rasselte der ganze Reiterzug durch die leeren Strassen — man begegnete dem Markgrafen nicht gern nach dem Mittagessen — und zum Thor hinaus und jagte im sausenden Galopp den Ufern der Altmül zu, gefolgt von mehreren großen langhaarigen Wasserhunden.

Die Jagd ließ sich anfangs nicht gut an. Die Hunde waren in das Geröhricht gelassen worden und die Reiter folgten ihnen langsam am Ufer nach. Aber immer wollte sich noch kein Wild zeigen, kein Reiher, nicht einmal eine wilde Ente stand auf, und der Markgraf fing an, ungeduldig auf seinem Sattel hin und her zu rücken. Da gaben die Hunde Laut, ein Reiher hob sich trägen Fluges aus einer schilfbestandnen Lache, die noch vom letzten Hochwasser gefüllt war.

„Geschwind, Fritz, rief der Herr von Reitzenstein einem der Falkeniere zu, Sr. Durchlaucht Lieblingsfalken Harald los!"

Im Augenblick war die Haube des edlen Thieres herunter und die Fessel gelöst. Das scharfe Auge des Falken entdeckte sogleich das Wild, weit breiteten sich seine spitzen Schwingen und raschen Flügelschlages schwebte er in die Luft hinauf.

Nun begann erst recht die wilde Jagd. Es war ein tolles Rennen und Rasen hinter dem Falken her, durch seichte Lachen, über breite Gräben und hohe Hecken, daß den Pferden der Schaum von den Gebissen flog. Allen

anderen voran jagte der Markgraf auf seinem Schimmel einher, das Auge auf die beiden Vögel gerichtet, die nun in den Lüften den tödtlichen Kampf begannen. Der Reiher hatte sich in Schraubenwindungen hoch erhoben, der Falke ihm nach, jeder suchte höher zu steigen als der andere, der Falke, um von oben herabstürzend seine scharfen Fänge in den Rücken des Reihers zu schlagen, und der Reiher, um eben diesen für ihn gefährlichen Stoß zu vermeiden. Dieß dauerte eine Zeit lang fort, und beide wirbelten wild um einander. Endlich sanken sie wieder mehr zur Erde herab, und eilenden Laufes jagten die Pferde dem Platz zu, wo sie wahrscheinlich den Boden berühren mußten.

Die ganze Cavalcade setzte über eine Hecke hinweg, als sich auf einmal ein unvorhergesehenes Hinderniß zeigte. Auf einem Anger weidete eine große Schafheerde, deren Hirte sich vergeblich bemühte, die Schafe schnell zusammen und den Reitern aus dem Wege zu bringen. Es blieb nichts anderes übrig, als ein wenig Halt zu machen. Denn obgleich es gar nicht darauf angekommen wäre, ein paar Schafe niederzureiten, so durfte man dies doch nicht wagen der kostbaren Pferde wegen, die mitten unter den Schafen leicht durch einen Sturz oder durch Scheuwerden hätten Schaden nehmen können.

Der Markgraf wurde kirschbraun im Gesicht vor Wuth über diesen Aufenthalt, und fluchte und wetterte von seinem Gaul herab wie toll. Er fuhr mit der Hand an den Pistolenhalfter, aber er war leer. „Deine Pistolen, Reitzenstein! schnaubte er den Oberjägermeister an, dem Hund von einem Schäfer will ich zeigen, was es heißt, des Markgrafen Jagd aufzuhalten!“

Der Angeredete sah den wüthenden Fürsten mit festem Blick an und entgegnete: „Kann Euer Durchlaucht nicht dienen, meine Pistolen sind nicht geladen. Uebrigens werden wir gleich freien Paß haben.“

Dem um sein Leben zitternden Schäfer war es jetzt gelungen, seine Heerde wegzutreiben. Mit einem lauten

Fluch stieß der Markgraf seinem Gaul die Sporen in die Seite, daß er sich hoch aufbäumte und dann in weiten Sätzen dahinschoß.

Das war aber nicht der einzige Aerger, der heute dem Fürsten begegnete. Als er sich dem Platz näherte, wo der Falke mit dem Reiher zu Boden gekommen war, erhob sich der letztere, von dem Kampf zwar sichtlich ermüdet, doch offenbar unverletzt und strich über die Wiesen der Altmül zu. Der kostbare Falke aber lag am Boden auf dem Rücken und streckte die Ständer zum Himmel empor. Aus seiner Seite quoll das Blut hervor, der Reiher hatte ihm mit seinem spitzigen Schnabel einen tödtlichen Stich beigebracht und er war am Verenden.

Jetzt erfolgte eine von den Scenen, die die Umgebung des Markgrafen an ihm gewohnt war, die aber ihre sehr gefährliche Seite hatten, weil man nie wußte, ob sein maßloser Zorn ihn nicht zu groben Mißhandlungen oder gar zu einem Mord hinreiße.

Er sprang vom Pferd und nahm den Falken vom Boden auf, seine Wunde zu besehen. Während er ihn in der Hand hielt, streckte der Tod die Glieder des edlen Thiers. Und nun warf der Fürst den Vogel auf den Boden und trat mit den schweren Reitstiefeln auf ihm herum, wobei sich seine Züge verzerrten und seine kleinen blauen Augen vor Zorn glühten. „Hab ich für die Bestie tausend Gulden ausgegeben, damit sie sich von einem elenden Reiher spießen lasse? schrie er; aber wo ist der Kerl, der Fritz, der ihn zu pflegen hatte?"

Der Falkenier saß zitternd auf seinem Pferd, und überlegte, ob er ihm nicht die Sporen geben solle, damit es ihn aus der Nähe des wüthenden Fürsten trage. Da saß der Oberjägermeister ab und trat zu dem Markgrafen, der ihn erstaunt ansah, ohne daß er sein Auge auch nur einen Augenblick niedergeschlagen hätte. Mit vollkommen ruhiger, aber lauter Stimme, sagte er: „Durchlaucht werden

Ihre Stellung bedenken und sich zu keiner raschen und ungerechten That hinreißen lassen!"

Es war, als ob das ruhige feste Auge des Oberjägermeisters einen geheimnißvollen Einfluß auf den Fürsten ausübe. Er zog seinen Fuß von dem todten Falken weg und stieg wieder auf sein Pferd.

„Ich jage heute nicht weiter, sagte er mit ganz verändertem Ton. Ihr kehrt nach Gunzenhausen zurück, der Herr Oberjägermeister wird mich vollends nach Triesdorf begleiten."

Die zwei Reiter trabten über das Blachfeld dahin und erreichten in kurzer Zeit das Thor des Parkes von Triesdorf. Der Markgraf hatte den ganzen Weg kein Wort gesprochen, es war, als ob er sich vor seinem Begleiter schäme. Es mochte dieß auch wirklich der Fall sein. Denn nur dann war derselbe zum Jähzorn geneigt, wenn er, wie dieß freilich fast regelmäßig geschah, bei der Tafel sich im Weintrinken übernahm. Waren die Weindünste verflogen, so reute ihn sein aller Selbstbeherrschung entbehrendes Thun.

Jetzt knüpfte der Fürst ein Gespräch mit dem Oberjägermeister an über die eben vollendete unglückliche Jagd, sah sich aber bald unterbrochen, denn der Herr von Reitzenstein ritt auf einmal von ihm weg auf die andere Seite der Strasse und kehrte erst nach Zurücklegung von vielleicht fünf und zwanzig Schritten zu ihm zurück. Auf den fragenden Blick des Fürsten entgegnete er: „Euer Durchlaucht entschuldigen, das dort ist die Linde, an der im Jahr acht und dreißig die Katharina Gallin ohne Urtheil und Recht aufgehängt wurde, weil sie einen Gefreiten von der Leibcompagnie zur Desertion verleitet haben sollte. Ich reite nicht gerne unter einem Baum durch, der schon solche Früchte getragen hat."

Der Markgraf sah den Oberjägermeister erstaunt an und biß sich auf die Lippen, schwieg aber. Gleich darauf bog er in einen zum Schloß führenden Weg ein; der Weg

war schmal und der Herr von Reitzenstein mußte also hinter ihm reiten.

Auf einmal krachten zwei Pistolenschüsse unmittelbar hintereinander. Das Pferd des Markgrafen machte einen Satz zur Seite, und wenn er nicht ein ausgezeichneter Reiter gewesen wäre, würde er unfehlbar abgeworfen worden sein. Als er sein Pferd wieder zur Ruhe gebracht hatte, rief er ganz bleich vor Schrecken: „Reitzenstein, wer hat da geschossen?“ „Halten zu Gnaden, Durchlaucht, das war ich selber; ich glaube, Durchlaucht werden heute Nacht viel sanfter schlafen, da Sie meine Pistolen jetzt erst haben knallen hören, statt vor einer Stunde da drüben bei der Schafheerde. Jetzt haben die Kugeln nur ein paar Zweige herabgerissen, dort hätten sie einem ganz unschuldigen Menschen wahrscheinlich den Tod gebracht.“

Drittes Kapitel.

Klein-Versailles.

Wer heutigen Tages nach Triesdorf kommt, hat sich gewiß nicht über all zu große Lebhaftigkeit und lärmendes Treiben zu beklagen.

Still ist es auf der einst so belebten Strasse, welche von Gunzenhausen nach Ansbach führt. Denn die Eisenbahn hat diese frühere Hauptverkehrsader zu einem Verbindungsweg herabgedrückt. Früher standen vor dem Wirthshaus in Triesdorf allezeit Eilwagen, Stellwagen, Lastfuhrwerke mit vier, sechs oder acht Pferden. Jetzt sind die tragbaren Barren für die Pferde in Pensionsstand gesetzt und der Hund des Wirths kann stundenlang ungestört auf der Strasse liegen und sich von der Sonne anscheinen lassen.

Still ist es in den mancherlei schönen Gebäuden, die jetzt noch stummes Zeugniß geben von der früheren glanzvollen Zeit. Verlassen liegt das Schloß, wo einst das

muntere Treiben eines glänzenden Hofhaltes sich regte, im Falkenhaus wird kein edler Falke mehr sorgsam gepflegt, kein Falkenier auf muthigem Roß holt die schönbehaubten Vögel ab, um sie auf dem ledernen Fausthandschuh hinauszutragen zu frischer fröhlicher Jagd; im Reithaus hat man seit langer Zeit keinen Hufschlag und kein Rosseswiehern mehr gehört und statt der Fahnen, die es einst bei manchem lustigen Carrouselreiten zierten, hängen staubige Spinnweben in den Ecken.

Still ist es in den prächtigen Lindenalleen, die zur Blüthezeit balsamischen Duft ausströmen, in deren Schatten es sich am heißen Sommertag so angenehm wandeln läßt und wo der in den Zweigen flüsternde Wind zu erzählen scheint von längst entschwundenen Zeiten, da hunderte von farbigen Lampen bei nächtlichen Festen die bunten Gruppen geputzter Herren und Damen beleuchteten und ihre Strahlen hinauswarfen auf den stillen Spiegel der Teiche, auf deren dunkeln Wassern die Seerose mit geschloßnen Blüthenblättern wie träumend schwamm.

Still ist es im Wald, nur hie und da huscht ein schlankes Reh über die breiten Waldwege; aber wenn die alten Eichen reden könnten, so würden sie berichten von der kläffenden Meute, den jagenden Rossen, und den fürstlichen Jägern, die hier dem edeln Hirsch den scharfen Stahl durchs Herz stießen, oder die Saufeder in der Faust den Anlauf des schäumenden Ebers erwarteten, über dessen blutigem Leichnam dann von vielen Waldhörnern das jauchzende Hallali angestimmt wurde, dessen Töne in den weiten Hallen des Forstes den Wiederhall weckten. —

Der Markgraf hatte am 1. Mai 1757 sein Hoflager nach Triesdorf verlegt, und wollte da bleiben bis zum 12. Mai, auf welchen Tag sein sechs und vierzigster Geburtstag fiel. Schon sein Vater, noch mehr er selber hatte diesen von der Natur nicht besonders begünstigten Ort zu einer Nachahmung von Versailles herausgestutzt, einer Nachahmung, welche freilich hinter dem Vorbild gewaltig weit

zurückblieb, gleichwohl aber recht ansehnliche Summen Geldes verschlungen hatte, die im Verein mit den Kosten des im Jahre 1730 vollendeten prachtvollen Schlosses in Ansbach schwer auf dem kleinen Fürstenthum lasteten. Das schon früher erbaute Schloß war restaurirt und sehr schön eingerichtet worden in dem Geschmack, dem man heute noch etwa im Schloß zu Würzburg bewundern kann. Eine Kaserne für zwei Compagnien der Leibgrenadiere und drei Schwadronen Leibhusaren war entstanden, desgleichen ein Falkenhaus, ein Reithaus; an der Strasse standen mehrere kleinere Gebäude, bestimmt zur Aufnahme der obersten Hofchargen und der Minister, die bei Anwesenheit des Markgrafen öfters auf mehrere Tage von Ansbach nach Triesdorf übersiedelten. Ein schön angelegter Hofgarten fehlte nicht, der sich besonders durch eine reich besetzte Orangerie auszeichnete, die sich der Markgraf hatte viel Geld kosten lassen. In den Alleen waren da und dort Springbrunnen und andere Wasserkünste angebracht, auch große Teiche hatte man hergestellt, deren von Schilf und Vergißmeinnicht umfaßte Wasserfläche eine angenehme Abwechslung bot. Das Ganze war rings umgeben von schönem Hochwald, wo neben der knorrigen Eiche mit den weithinausragenden Aesten die schlanke Rothtanne ihren Gipfel hoch erhob und in den wässerigen Senkungen das Laub der Espen und Erlen flüsterte. Der Wald war von breiten Wegen durchzogen, die vom Schloß strahlenförmig ausliefen, so daß der Blick von den Fenstern aus eintauchen konnte in die grünen dämmerigen Waldestiefen. In Summa, wenn auch Triesdorf selbstverständlich weitaus keinen Vergleich mit Versailles aushalten konnte, so war es doch ein schönes stilles Plätzchen, an dem es sich recht gut leben ließ, wenn der Sommer sein Füllhorn über die Erde ausgegossen hatte.

Der freundliche Leser erwartet nun wohl, daß ich ihn in die prächtigen Räume des Schlosses einführe, wo die geschnitzten und vergoldeten Decken, die Gobelintapeten und mächtig großen venetianischen Spiegel, der Marmor-

kamin mit der Stutzuhr und den tausend Nippsachen, die so geschmackvoll geschnitzten Möbel, die dicken moosweichen Fußteppiche zusammenwirken, um einen recht behaglichen Eindruck hervorzubringen. Aber ich muß ihn bitten, mir in die untern Räumlichkeiten zu folgen, in denen sich nicht Fürsten, Cavaliere, Hofdamen, Minister und desgleichen bewegen, sondern vielmehr Kammerdiener, Köche, Lakaien, kurz Leute, welche in einer Hofhaltung die unteren aber keineswegs bedeutungslosen Stellen einnehmen.

Der Markgraf war nach Sommerhausen hinübergeritten, um dem Freiherren von Crailsheim einen Besuch zu machen und kehrte voraussichtlich vor Nacht nicht zurück. Diese Gelegenheit hatte der Kellermeister Dollinger benützt, die niederen Würdenträger des Hofes in einem Parterrezimmer des Schlosses zu einem Gläschen Maiwein einzuladen, denn der Waldmeister war heuer gar gut gerathen, und ein paar Flaschen Forster mehr oder weniger spürte man im markgräflichen Keller nicht.

Da saßen sie denn, die würdigen Herren, um eine weißgedeckte Tafel, obenan der Kellermeister selber als Festgeber, ausgezeichnet durch eine Nase, auf welcher sich das Roth des Burgunders seit vielen Jahren niedergeschlagen zu haben schien und die mit einem Auswuchs geziert war, der die größte Aehnlichkeit mit einer halbreifen Brombeere hatte. Weiter der Mundkoch Dobel, auf dessen Angesicht stets ein süßes Lächeln stand, als ob er eben etwas Eingemachtes versucht habe, in dessen Bereitung er Meister war. Dann der Kammerdiener Wünsch, ein kleines Männchen, der eine geduckte Haltung hatte, die er sich in seinem Umgang mit dem Markgrafen angewöhnt, welcher bei schlechter Laune nicht selten Knüffe und Püffe austheilte, wenn es beim Frisieren und Anziehen nicht ganz nach Wunsch ging. Auch der Oberkutscher, Herr Junkheim, war zugegen. Er saß steif auf seinem Sessel, als ob derselbe der Bock des Staatswagens Sr. Durchlaucht sei, die rechte Hand aber stemmte er auf seinen rechten Schenkel, wie er zu thun ge=

wohnt war, wenn er die Peitsche mit dem Elfenbeingriff hielt. Er hatte eine Aehnlichkeit mit dem großen König Friedrich von Preußen, er schnupfte nämlich Spaniol aus der Westentasche. Von der Schloßwache hatte sich, eigentlich höchst strafwürdiger Maßen, ein Korporal der Leibgrenadiere eingeschlichen, der eine nicht zu bändigende Leidenschaft für starke Getränke hatte, vor allem aber den Maiwein als Krone alles dessen pries, was sanft die Kehle des Menschen hinabfließt. Die unteren Plätze nahmen ein paar besonders begünstigte Hofjäger und Lakaien ein.

Das Gelage hatte schon eine Zeit lang gedauert; man sah es den aufgeheiterten Gesichtern der Anwesenden an, und hörte es aus ihrem lebhaften Sprechen, daß der Geist des Weines aus dem halbleeren großen Napf auf der Mitte der Tafel in ihre Leiber übergegangen war.

„Also sag' ich, schloß der Korporal Fuchs von den Leibgrenadieren soeben eine längere Rede, wir werden marschieren und zwar gegen die Kaiserin Maria Theresia.“ Dabei gab er seinem von gepuderten Seitenlocken eingerahmten Gesicht einen martialischen Anstrich und zwirbelte furchtbar die Spitzen seines ergrauenden Schnurrbartes.

„Nun, es ist nur gut, bemerkte gravitätisch der Leibkutscher, dem der genossene Wein eine noch steifere Haltung gegeben hatte, indem er eine Prise Spaniol in seiner Nase unterbrachte, es ist nur gut, daß der Fuchs nur Korporal ist und nicht General. Du wirst halt hinmarschiren, wohin man Dich kommandirt und am besten ist's, Du marschirst gar nicht; ich meine, Du thust Dich am allerleichtesten auf der Schloßwache in Ansbach oder in Triesdorf; da ist immer etwas Nasses in der Nähe gegen Deinen Durst.“

„Was, schrie der Kriegsmann dagegen, ich habe das faule Kasernenleben längst satt; lieber wollt ich ein halbes Jahr lang nichts trinken als Wasser, wenn ich nur einmal wieder wie anno 40 in Schlesien das Kalbsfell auf freiem Feld rasseln und die Kanonen den Baß dazu brummen hörte. Das ist ein anderes Leben! Und dazu einen solchen

Feldherren, wie den großen Fritz, der den Sieg an seine Fahnen zu heften weiß! Hat er nicht, wie wir gestern im Friedens- und Kriegskurier lasen, die Sachsen eingekreist, wie man einen Hirsch einkreist und verlappt, und sie alle gefangen genommen mit Sack und Pack, marschirt er nicht jetzt nach Böhmen, der Kaiserin einen Besuch zu machen? Respekt vor ihm! Der große König Friedrich von Preußen, er lebe hoch!"

Der Korporal stürzte ein ganzes Glas des starken Getränkes in seiner Begeisterung hinunter, ohne darauf zu achten, daß keiner von den anderen ihm Bescheid that.

„Still doch, zum Donner! lispelte der Kammerdiener Wünsch mit zarter Stimme, der Kerl schreit, als wenn er in einer Marketenderhütte säße, statt im Zimmer eines fürstlichen Schlosses. Was geht uns die Kaiserin an und was der König von Preußen? Am gescheitesten ist's, wir bleiben neutral und lassen die zwei ihre Sachen mit einander ausmachen. Wäre mir eine schöne Geschichte, wenn ich in meinen alten Tagen den Herrn noch in's Feld begleiten müßte."

„O du lieber Himmel, jammerte der Koch, mich nähme der Herr am Ende auch mit in den Krieg und ich kann das Schießen nicht vertragen; nichts ist mir zuwiderer, als das Geknall, keine Brennsuppe brächt ich zusammen vor lauter Angst, geschweige was anderes. Und meine eingemachten Sachen, die der Herr so gerne ißt, wie sollt' ich denn die mitschleppen? Ich bin für Neutralität, die Neutralität sie soll leben hoch!

Die Gläser klangen zusammen, nur der kriegerische Korporal stieß das seinige von sich; murmelte etwas von Stockphilistern und Feiglingen und verließ entrüstet das Zimmer. Seine Haltung war nicht die beste und der Zopf schwankte bedenklich auf seinem blauen Rücken hin und her.

„Es ist gut, daß er geht, sagte der Kammerdiener, er hat schon wieder zu viel und hätte am Ende noch Skandal gemacht. Aber Spaß bei Seite, wir leben in einer

entscheidungsvollen Zeit. Unser einer sieht allerlei und hört allerlei; es wird nächstens soweit kommen, daß der Herr sich entschließen muß, ob er zu Oesterreich halten will oder zu Preußen; mit der Neutralität, die das vernünftigste wäre, wird's nicht recht gehen. Man traut den Neutralen nicht recht und es kann passiren, daß der, welcher zwischen zwei Streitenden ruhig stehen möchte, von beiden Seiten Hiebe abbekommt."

Während dieser Worte des Kammerdieners war die Thüre aufgegangen und hereinschritt ein stattlicher Mann im rothen goldgestickten Plüschrock und schwarzsammetnen Unterkleidern. Auf seinem Rock glänzte ein gold'ner Stern und ein rothes Ordensband zog sich um seine Brust. Die Anwesenden aber erschracken nicht vor ihm, sondern riefen lustig: „Ah, da kommt der Herr Bürgermeister. Setz' Dich her, alter Schwede, und trink ein Tröpflein, es ist was feines."

Der stattliche Mann war des Markgrafen Hofnarr Wünschenmeyer, früher Bürgermeister in Feuchtwangen und nun nach mancherlei widrigen Geschicken, zum großen Aerger der Bürger dieser guten Stadt, Spaßmacher am markgräflichen Hof.

Er grüßte die würdige Gesellschaft sehr herablassend, wie ein großer Herr, der durch irgend welche Umstände veranlaßt, mit Leuten verkehrt, welche tief unter ihm stehen und nahm oben an der Tafel neben dem Kellermeister Platz.

„Gnaden Herr Bürgermeister werden geruhen, sagte dieser, während ein Lächeln um seine Burgundernase spielte, ein Gläschen Maiwein zu nehmen?" Damit präsentirte er ihm auf einem Teller das Genannte.

Der Hofnarr roch zuerst mit überaus wichtiger Miene an dem Inhalt und murmelte: „Vortreffliche Blume!" Dann goß er den Wein mit einem gewandten Ruck hinter die Binde.

„Nun, Herr Bürgermeister?" fragte der Kellermeister. „Gut, recht gut, entgegnete der Gefragte, schmeckt nach mehr.

Aber die Herren waren in einer interessanten Unterhaltung, bitte, sich nicht stören zu lassen. Vielleicht eine Prise gefällig?" Er reichte dem Kellermeister eine silberne Dose, die dann am Tisch herumging. Die Folge war ein ganz erschreckliches Niesen, das sich bei dem Kellermeister, welcher in seinem Weindusel ein wenig viel erwischt haben mochte, in wahrhaft beängstigender Weise steigerte, so daß er, blau im Gesicht, nach Luft schnappte, und in seinem Herzen schwor, dem Hofnarren bei Gelegenheit einen tüchtigen Streich zu spielen; denn offenbar war in den Schnupftabak Nieswurz gemischt worden.

Der Spaßmacher saß während des Niesesturmes mit dem ernstesten Gesicht von der Welt da und sagte ruhig: „Profit, meine Herren!"

Es war wieder Ruhe eingetreten und der Hofnarr ließ sich also vernehmen: „Wie ich vorhin bei meinem Eintreten hörte, handelt es sich unter Ihnen, meine Herren, um die große Frage, die jetzt allgemein besprochen wird, um die Frage, ob für Oesterreich, ob für Preußen, ob Neutralität. Meine Stellung macht es mir möglich, in die Anschauungen, welche darüber bei Hof herrschen, einen tieferen Einblick zu gewinnen. Ich kann Ihnen sagen, daß zwei Parteien vorhanden sind. Se. Durchlaucht der Erbprinz, Se. Excellenz der Herr Minister Seckendorf, dann der österreichische Gesandte Herr von Wiedmann stehen an der Spitze der österreichischen Partei; für Preußen dagegen sind der Herr Oberstjägermeister von Reitzenstein, der Herr Minister von Gemmingen und andere, auch Ihre Durchlaucht die Markgräfin nicht zu vergessen. Von Neutralität ist keine Rede mehr."

„Nun, fiel ein ältlicher Hofjäger ein, wenn der Herr von Reitzenstein für Preußen ist, so wird sich auch der Herr zuletzt dafür entscheiden, der Reitzenstein vermag Alles bei ihm."

Der Hofnarr machte ein verächtliches Gesicht und eine abwehrende Handbewegung, konnte aber nicht zu Worte

kommen, denn der Oberkutscher sagte: „Das muß wahr sein; ich möchte nur wissen, warum der Herr einen solchen Respekt vor dem Oberstjägermeister hat? Ihr habt die Geschichte gehört, die sich neulich mit dem Schäfer zugetragen hat und mit den Pistolen des Herren von Reitzenstein? So wenn ein anderer auftreten wollte!“

„Da kann ich gleich noch was anderes anführen, sagte der Kammerdiener. Der Herr hat, wie ihr wißt, die Gewohnheit, wenn er mit jemand angelegentlich spricht, einen Rockknopf desselben zu ergreifen und daran zu drehen. Habe eigenhändig schon manchem von den Ministern und obersten Hofchargen einen abgedrehten Knopf wieder angenäht. Die Knöpfe des Reitzenstein läßt aber der Herr unberührt; hebt er ja die Hand auf, so läßt er sie gleich wieder sinken, wenn ihn der Oberstjägermeister mit seinen schwarzen Augen so eigenthümlich anblitzt. Der Mann hat eine merkwürdige Gewalt über ihn!“

„Deren Ursprung ich recht wohl kenne, fiel der Hofjäger ein, und aller Augen richteten sich auf den bisher ziemlich unbeachtet gebliebenen Mann, in der Erwartung, etwas ganz Besonderes aus seinem Mund zu hören.

„Wenn es die Herren interessirt, kann ich die Geschichte schon erzählen, fuhr der Hofjäger fort und leerte sein Glas, um seine Kehle etwas zu schmieren. „Der Herr von Reitzenstein wurde bekanntlich mit dem Herren in Bruckberg erzogen, obwohl er um etwa vier Jahre älter ist. Se. Durchlaucht war, mit Respekt zu melden, ein schrecklicher Wildfang und manchmal gegen seine Lehrer so störrig, daß gar nichts mit ihm anzufangen war, und wenn man ihn schlug, wozu die Markgräfin selig die Erlaubniß ausdrücklich gegeben hatte, so wurde er noch störrischer. Ich glaube, er hätte sich auf dem Platz todtschlagen lassen und hätte doch nicht nachgegeben. Da holte man gewöhnlich seinen Kameraden, den jungen Reitzenstein; der wußte ihn mit guten und bösen Worten herumzubringen, er wurde wieder sanft und man hätte ihn um den Finger wickeln können.

Ich habe das öfters mit erlebt, weil ich damals in Bruckberg als Jagdbursche im Schloß angestellt war. Als der Herr die Regierung antrat, blieb der Reitzenstein als Kammerjunker bei Hof und auch jetzt verkehrte Se. Durchlaucht mit Niemandem lieber, als mit ihm. Eines Tages, es wird im Jahr 32 oder 33 gewesen sein, kamen sie aber hart aneinander. Es war gegen Ende September und der Herr wollte nach dem Essen auf den Feldern gegen Flachslanden zu auf Haasen jagen, nicht im Treibjagen, sondern mit dem Hund. Er nahm den Reitzenstein mit und mich, sonst niemanden; ich mußte die zwei Hühnerhunde führen, ausgezeichnete Thiere, die einen Haasen auf fünfzig Schritt witterten und deßhalb besondere Lieblinge des Herren, der schon damals wie noch jetzt an der Jagd sein besonderes Vergnügen hatte. Sie bewährten auch damals ihre Kunst und die Herren hatten in einer halben Stunde vier Haasen geschossen, die ich verwünschte, weil ich sie mitschleppen mußte. Eben sollte der fünfte daran kommen, wobei aber dem Reitzenstein etwas ganz Unangenehmes passirte. Der Haase fuhr vor dem Hund aus seinem Lager, der Herr schoß und fehlte, der Reitzenstein will ihm nachschießen, trifft aber statt des Haasen den Hund, die Diana, die dem Markgrafen nicht um hundert Ducaten feil gewesen wäre. Das arme Thier kommt winselnd herbeigekrochen und verendet vor ihres Herren Füssen. Nun, wer unserem Herren dient, der weiß, was das Wort Jähzorn bedeutet; aber so, wie damals, habe ich ihn nicht mehr gesehen. Seine Lippen zitterten vor Wuth und seine Augen sprühten Feuer. Er stürzte mit geschwungener Flinte auf den Reitzenstein los, daß mir Hören und Sehen verging, denn ich glaubte nicht anders, als er schlage ihm den Schädel ein. Aber ehe ich mich's versah, lag die Flinte am Boden und der Freiherr hatte den Markgrafen an beiden Handgelenken gepackt wie mit eisernen Zangen, daß er sich nicht zu rühren vermochte; dabei schaute er ihm fest in die Augen, bis der Herr die seinigen niederschlug und sagte: „Schämen sich Euer Durch-

laucht, wegen eines Thieres einen Menschen mit dem Tod zu bedrohen!“ Dann ließ er ihn los und sagte zu mir: „Johann, daß von dieser Sache nichts auskommt, sonst wehe dir!“ Der Markgraf kehrte nach Ansbach um, und ich mit den Haasen, den Gewehren und dem Hunde ihm nach. Der Freiherr blieb zurück. Im Stillen bedauerte ich ihn; denn meiner Meinung nach war ihm ein Aufenthalt in den untersten Kasematten der Wülzburg gewiß, wenn nicht etwa gar die nähere Bekanntschaft mit dem Gevatter Veit, dem Scharfrichter daselbst. Aber nichts desgleichen — der Reitzenstein blieb was er war und steht heutigen Tages noch mit dem Herrn auf dem besten Fuß, ja wenn einer seinen Zornausbrüchen entgegentreten kann, so ist es der Oberstjägermeister. Jetzt ist über der Geschichte lange Gras gewachsen und darum habe ich sie erzählt, muß aber doch bitten, nicht weiter davon zu reden.“

Die andern hatten aufmerksam zugehört und der Oberkutscher sagte: „Das kommt mir, mit Respect zu melden, gerade vor, wie mit einem bösartigen Pferd. Wer ihm einmal den Meister gezeigt hat, gegen den ist es lammfromm, jeden andern aber beißt, schlägt und stößt es, wo es nur kann.“

„Ein dummer Vergleich, ebenfalls mit Respect zu melden, entgegnete der Kammerdiener, der Markgraf und ein Gaul! es ist eigentlich erschrecklich! Nein, ich will Dir was sagen: Der Herr hat lauter Sclaven um sich, die sich vor ihm fürchten wie der Hund vor der Peitsche und er behandelt sie danach; wenn er aber einmal einen Mann findet unter den Sclaven, so hat er Respect vor ihm und geht danach mit ihm um.“

„O kleiner Wünsch mit dem gebeugten Buckel, entgegnete spottend der Oberkutscher; bist Du etwa ein solcher Mann? Wenn Dich der Herr anblitzt mit seinen Augen, suchst Du schon nach einem Mausloch, Dich darinnen zu verkriechen.“

Die beiden geriethen, vom Rebensaft des Rheingaus

bedeutend erhitzt, mehr und mehr an einander, die anderen mischten sich darein, es entstand ein in den Räumen eines fürstlichen Schlosses höchst unpassender Lärm. Dem Hofnarren war es in der allgemeinen Verwirrung gelungen, die Zöpfe des Kellermeisters und des Koches durch einen langen Bindfaden zu vereinigen, worauf er sich davon schlich, da seine nicht umnebelten Ohren ein verdächtiges Pferdegetrappel vernommen hatten.

Die Thüre des Gemaches that sich auf und herein-schritt — der Markgraf selber, hochgerötheten Angesichts und mit seiner Reitpeitsche gegen die langen Schäfte seiner Stiefeln schlagend.

Wenn plötzlich der Fußboden sich aufgethan hätte und ein Geist aus dem Abgrund erschienen wäre, so hätte die versammelte Gesellschaft nicht ärger erschrecken können. Bleichen Angesichtes und mit offenem Mund saßen sie da, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Besonders der Kellermeister bot einen gespensterhaften Anblick dar, denn aus seinem bleichen Gesicht schimmerte seine sonst rothe Nase bläulich hervor.

„Ei, sagte der Markgraf, sieh da, eine saubere Compagnie, stehlen meinen Wein und machen sich lustig, nach dem Sprichwort: wenn die Katze ausgegangen ist, tanzen die Mäuse auf den Tischen. Doch die Katze ist zurückgekehrt: wartet, ich will euch!"

Damit sprang er auf die Entsetzten zu und fing an, mit seiner Reitpeitsche unbarmherzig unter sie zu hauen. Die Meisten konnten nach Empfang einiger Jagdhiebe durch die Thüre entschlüpfen, an der der Kammerjunker von Mardeveld stand, mit einem Gesicht, in dem seine Mißbilligung der gegenwärtigen Scene zu lesen war, obgleich derartiges am markgräflichen Hof so selten nicht vorkam. Am schlechtesten aber ging es dem Kellermeister und dem Koch. Denn ihre Zöpfe waren durch den Bindfaden unlöslich vereinigt. Wollte der eine dahin sich flüchten, so sprang der andere dorthin, so daß sie sich ganz erschrecklich an den Haaren

rissen. Endlich fielen sie übereinander zu Boden und der Markgraf bearbeitete sie weidlich mit seiner Peitsche, obgleich er vor lauter Lachen kaum mehr den Arm schwingen konnte. Der Kammerjunker schlug sich in's Mittel, und auf sein Zureden ließ der Fürst von den armen Kerlen ab und schritt der Thüre zu, außerordentlich vergnügt, denn einen solchen Spaß hatte er schon lang nicht mehr gehabt.

Als der Kammerdiener am Abend dem Markgrafen die Stiefel auszog, und zwar mit einem jämmerlichen Gesicht, über dessen eine Hälfte ein rother Strich, die Spur der durchlauchtigen Reitpeitsche, lief, war der Fürst schon wieder begütigt und sagte mit dem Finger drohend nur: „Wünschlein, Wünschlein, wie ist Dir der Maitrank bekommen?"

Viertes Kapitel.

Gegenströmungen.

Der Markgraf Karl Friedrich Wilhelm war wohl ein großer Jäger, aber die Regierungsgeschäfte lagen ihm nicht besonders auf dem Herzen. Was die inneren Angelegenheiten der Markgrafschaft anbelangte, so wendete er denselben noch eher seine Aufmerksamkeit zu, um so weniger aber mochte er sich mit der äußeren Politik beschäftigen. Und doch war jetzt gerade ein Zeitpunkt, wo es sich um eine Entscheidung von nicht geringer Bedeutung handelte. Der preußische Gesandte von Eichstätt bot mit der sogenannten preußischen Partei alles auf, um den Markgrafen zu bestimmen, daß er sich durch seinen Gesandten beim Regensburger Reichstag von Seefried für Neutralität des Reiches ausspreche; denn da dem großen König Friedrich bereits seine schöne Feindin Maria Theresia, dann die Russen und die Franzosen auf der Haube saßen, so war es ihm von Wichtigkeit, sich wo möglich die Reichstruppen vom Halse zu halten, wenn dieselben auch gleich eine nicht sehr furchtbare

Streitmacht bildeten. Der österreichische Gesandte von Wiedmann dagegen und hinter ihm die österreichische Partei suchten den Markgrafen mit allen Mitteln zu bestimmen, daß er sich in Regensburg durch seinen Gesandten auf die Seite derer stelle, die auch von Seiten des deutschen Reiches eine Kriegserklärung gegen Preußen herbeizuführen trachteten. Der Markgraf hatte sich noch nicht entschieden. Es kam ihm bei seinem hitzigen Temperament schwer an, selbständig und ruhig das Für und Wider abzuwägen, einen festen Entschluß zu fassen und denselben durchzuführen; er ließ sich lieber vom Augenblick leiten, eine große Thorheit, besonders da, wo es sich um weitausschauende Politik handelt.

Der österreichische Gesandte von Wiedmann bewohnte in Ansbach das sogenannte Gesandtenhaus, dem Schloß gegenüber, jetzt die Amtswohnung des jeweiligen Regierungspräsidenten. Eines der gegen den Garten hinaus gelegenen Zimmer hatte er sich zu seinem Arbeitszimmer gewählt; hier saß er am offenen Fenster im tiefen Nachdenken und rauchte aus einer langen türkischen Pfeife fein duftenden Latakia, den er seiner Zeit während seines Aufenthaltes bei der kaiserlichen Gesandtschaft an der hohen Pforte liebgewonnen hatte. Der Geruch des Tabaks mischte sich mit dem feinen Duft, welcher von den blühenden Bäumen und Gesträuchen des Gartens zum Fenster hereinzog. Es mußten gerade keine sehr angenehmen Gedanken sein, welche durch den Kopf des Gesandten gingen, denn seine Stirne war sorgenvoll und sein Gesicht mißmuthig.

Er wurde aus seinem Nachdenken aufgestört durch den Eintritt eines Bedienten, welcher meldete: „Se. Excellenz der Herr Minister Ludwig von Seckendorf." Der Angemeldete folgte ihm auf dem Fuß nach und saß wenige Minuten darauf, ebenfalls aus einer Türkenpfeife schmauchend, dem Gesandten gegenüber.

„Nun, Herr von Wiedmann, begann der Minister, Ihr macht ja ein Gesicht, als wenn die Preußen schon in Prag eingerückt wären." „Kann wohl soweit kommen,

wenn meine Landsleute ebenso dumm sind, wie die Sachsen und sich von der Potsdamer Wachtparade fangen lassen, entgegnete der Angeredete; aber das ist es eigentlich nicht, was mich jetzt anficht. Wenn ich nur wüßte, wie ich meinen Auftrag glücklich hinausführen und Euren Herren dahin bringen könnte, daß er sich endlich und endlich für den Krieg gegen Preußen entscheidet. Ich glaube, es wird mir gewaltig entgegengearbeitet." „Das glaub ich auch!" fiel der Minister ein. — „Aber Ihr müßt mir helfen, Herr von Seckendorf!"

„Ich Euch helfen? sagte der Andere, damit ist es aus. Ich reise morgen ab und will mich eine geraume Zeit fern halten von den Ufern der Rezat."

„Ihr reist ab, sagte der Gesandte im höchsten Grade erstaunt, jetzt in dieser entscheidungsvollen Zeit, Ihr, die rechte Hand, der allmächtige Minister Sr. Durchlaucht!"

„Bitte, Herr von Wiedmann, entgegnete Seckendorf, mit der Ministerei ist es aus, gerade habe ich mein Entlassungsgesuch nach Triesdorf abgehen lassen, ich traue dem Landfrieden nimmer."

„Recht angenehm für mich, sagte der Gesandte bestürzt, dann sitze ich auf dem Sand; aber was um des Himmelswillen bewegt Euch denn, Euren Ministerposten sammt der einträglichen Obervogtei in diesem Nest hier auf einmal von Euch zu werfen, als wenn Beides so werthlos wäre, wie ein fauler Apfel?"

„Ich sage es Euch ja, erwiderte Seckendorf, ich traue dem Landfrieden nicht mehr. Aber Ihr versteht mich scheint's nicht, so will ich Euch die Sache erklären. Also erstens: Ihr wißt, daß ich vom Jahr 35 bis 37 österreichischer Gesandter am Preußischen Hof gewesen bin. Der damalige Kronprinz Friedrich hatte schon zu jener Zeit seine Pläne wegen Schlesiens im Kopf; ich kam auf geheimen Wegen dahinter, legte die Sache dem König Wilhelm vor, woraus ein gelinder Sturm zwischen dem hitzigen Vater und dem starrköpfigen Sohn entstand. Das hat mir der letztere noch

nicht vergessen, wie ich ihn kenne. Und dann stehe ich auch sonst noch in seinem Schuldregister. Wie ich durch alte Bekannte von Berlin erfahren habe, ist er der Meinung, ich sei hauptsächlich daran Schuld, daß der Markgraf sich so sehr von seiner Frau, des Königs Friedrich Schwester, wie Ihr wißt, getrennt hat und dieselbe in Schwaningen gleichsam in der Verbannung einsam leben läßt. Ist auch etwas Wahres daran; denn es war, so lange ich hier bin, stets mein Streben, jeden preußischen Einfluß von dem Herren möglichst abzuhalten."

„Wofür Euch der Kaiserin Dank gewiß ist" fiel der Gesandte ein.

„Nun, lassen wir das gut sein, sagte Seckendorf, ich kenne das und brauche glücklicher Weise weder den Dank der Kaiserin, noch den irgend eines gekrönten Hauptes. Also, was ich sagen wollte, der König Friedrich ist mein Feind. Aber vor seinem Talent als Feldherr hab ich dennoch großen Respekt. Denkt an mich: er ist der Mann dazu, sich aller europäischen Mächte zu erwehren; er wird, wie er angefangen hat, blitzschnelle Schläge führen nach rechts und links und seine Feinde einzeln auf's Haupt schlagen, ehe sie recht wissen, wie ihnen geschieht. Ein solcher Schlag könnte auch hieher fallen. Das will ich nicht abwarten, denn ich kenne die Casematten von Spandau zu gut, um eine Sehnsucht nach ihnen zu haben."

„Diese Befürchtung dürfte denn doch ein wenig übertrieben sein," meinte der Gesandte.

„Wir wollen sehen, entgegnete Seckendorf; so viel kann ich Euch sagen, daß ein paar Hundert preußische Husaren die ganze markgräfliche Kriegsmacht weiter jagen, als man sie sehen kann. Das ist also, um fortzufahren, der erste Grund, warum ich Ansbach verlassen will. Ich habe aber noch einen anderen. Wie ich heute bei meiner Anwesenheit in Triesdorf bemerkte, ist der Markgraf gegen mich nicht wenig aufgebracht, so daß ich, auch wenn ich

bliebe, in der nächsten Zeit doch wohl wenig mit ihm auszurichten vermöchte."

„Da bin ich doch begierig, sagte der Herr von Wiedmann, was es da gegeben hat."

„O, es ist sehr einfach, entgegnete der Minister, die Markgräfin hat mich verklagt."

„Aber sagtet Ihr mir denn nicht, fragte der Gesandte, daß Ihr Eure Maßregeln getroffen hättet, damit jede Correspondenz der Markgräfin durch Eure Hand gehe?"

„Ja freilich, fuhr Seckendorf fort, ich habe den Esel, den Rath Haagk, nach Schwaningen hinaus gesetzt und noch ein paar Aufpasser. Aber in der letzten Zeit muß die Markgräfin Mittel und Wege gefunden haben, ihre Wachsamkeit zu täuschen. Sollte mich wundern, wenn nicht das Hoffräulein, die Dankelmann, ihre Hand im Spiel hätte; die ist ein kleiner Satan, der seine Schlauheit unter einer schönen Larve zu verbergen weiß. Aber kurz und gut: Der Herr hat von der Markgräfin einen Brief bekommen, in dem sie sich darüber beklagt, daß sie in Schwaningen wie in einem Gefängniß gehalten werde und fragt, ob sie noch eine freie Fürstin sei oder eine Sklavin, und so weiter. Diesen Brief hat mir der Markgraf so zu sagen unter die Nase gestoßen und dazu das gewisse Gesicht gemacht, das Ihr kennt. Denn obgleich er mit der Dietlein lebt, läßt er doch auf seine Gattin nichts kommen und ist eifersüchtig darauf, daß niemand ihrer fürstlichen Würde zu nahe trete. In Summa: ich habe da den Hafen bös verschüttet und das Beste ist, wenn ich gehe."

„Das gebe ich am Ende zu, sagte der Gesandte, aber ich, wie setze ich meine Pläne durch, wenn Ihr nicht mehr da seid?"

„Ich könnte, erwiderte Seckendorf, ganz einfach sagen: Das ist Eure Sache. Aber ich will Euch noch guten Rath geben. Wollt Ihr etwas ausrichten, so müßt Ihr den Markgrafen überrumpeln. Daß dieß am besten nach dem Mittagessen geschieht, wenn er ein paar Flaschen im

Leib hat, das wißt Ihr so gut, wie ich. Eure Helfershelfer aber müssen sein: erstens der Kabinetssekretair Wittich; er ist meine Creatur, ich will ihn an Euch weisen und er wird Euch dienen, wenn Ihr ihm das auf Gold geprägte Bildniß Eurer Kaiserin in ein paar hundert Exemplaren sehen laßt. Zweitens die Dietlein; bei der müßt Ihr aber einige Diamanten springen lassen, sie hat eine kindische Freude an den glänzenden Dingern und hat schon, wie ich weiß, eine hübsche Sammlung davon beisammen. So, das ist mein Testament an Euch. Morgen reise ich auf meine Güter, um nach dem Rechten zu schauen und mich mit Geld zu versehen; von dort aus geht's nach Heidelberg. Da will ich den Gang der Dinge abwarten. Geht's gut, komme ich wohl wieder, geht's schlimm, bin ich mit einem Sprung über dem Rhein. Gehabt Euch wohl, Herr von Wiedmann, gute Verrichtung!"

Damit reichte er dem Gesandten die Hand, und verließ, seine Begleitung ablehnend, das Zimmer. —

Vor tausend Jahren bauten sich die edeln Geschlechter ihre Burgen auf hohe, möglichst unzugängliche Berge und Felsen, ähnlich dem Adler, der für seinen Horst einen Platz sich aussucht an steilabfallender Felsenwand. Später wurden sie bequemer, das Leben in den engen und unfreundlichen Burgställen wollte ihnen nicht mehr recht behagen. So errichteten sie an leicht zugänglichen Orten feste Häuser. Wohl wurde der Zweck der Vertheidigung noch nicht ganz aus dem Auge gelassen. Der tiefe Graben fehlte nicht mit dem sumpfigen Wasser, das den Fröschen einen willkommnen Aufenthalt gewährte, wofür sie sich in Sommernächten durch ein- und mehrstimmigen Gesang dankbar erwiesen. Zugbrücke und eisernes Fallgatter war noch da, das Gebäude selber enthielt unten mächtige Gewölbe mit engen Schießscharten und war von festen Thürmen flankirt, aber es glänzte doch auch die freundliche Reihe großer gleichmäßiger Fenster, deren steinere Einfassung schöne Steinhauerarbeit zeigte und im Inneren der Gemächer fand sich eine Fülle

schöner Geräthschaften, hergestellt durch die kunstfertige Hand des städtischen Meisters.

Solche Schlösser, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend, finden sich noch an vielen Orten Frankens, in ihrem Aeußeren nur wenig verändert, es sei denn, daß der schlammige Graben eingefüllt und in Gartenanlagen verwandelt wurde. Der Erzähler muß den freundlichen Leser bitten, ihm in ein derartiges Schlößlein zu folgen, das nicht weit von der Altmül aus der Ebene emporragt, in das Schlößlein von Altenmuhr.

Es ist Abend; die Fenster des als Gesellschaftszimmer benützten Gemaches stehen weit offen, die laue Frühlingsluft ungehindert aus- und einströmen zu lassen. In der tiefen Nische eines Fensters sitzen der Hausherr und seine Gemahlin und lassen ihre Blicke hinschweifen über das weite Thal, aus dessen grüner Fläche da und dort ein Kirchthurm hervorragt, vergoldet von den Strahlen der scheidenden Sonne und hinüber zu den westlichen Hügeln, deren waldbestandene Hängen schon in tiefem Schatten liegen. In den großen Bäumen des Gartens und in den Gebüschen des trocknen Grabens singen der Meisenmönch und die Grasmücke ihr Abendlied, in welches das Klappern der Störche gerade nicht harmonisch hineinklingt, die seit langer Zeit auf einem Schornstein des Schlosses ihr Sommerquartier haben.

Es ist ringsum Alles so friedevoll und von weit und breit hört man jetzt die Abendglocken läuten, deren Klänge wie ein Abendgebet hinaufschweben zu dem lichten Firmament, an dem leichte goldig angehauchte Sommerwölkchen langsam dahin ziehen.

Nicht so friedevoll sieht es in den Herzen derer aus, die am Fenster beisammen sitzen und vor deren Angesicht all die Frühlingsherrlichkeit einen Zug von Sorgen nicht zu verscheuchen vermag.

„Wo werden jetzt wohl unsere Söhne sein? hebt die Frau von Dankelmann nach langem Schweigen zu sprechen an, ich muß immer an sie denken und manchmal kommt

eine namenlose Angst über mich, wenn ich mir vorstelle, wie sie in den Reihen der Dragoner von Bayreuth über das Feld dahin jagen, und wie unter dem Feuer der österreichischen Linien Roß und Mann zu Haufen über einander stürzen. Ach vielleicht liegen sie schon verwundet in irgend einer elenden Hütte, wo niemand sie pflegt, vielleicht schlafen sie schon unter dem Rasen —

„Wer wird gleich immer das Aergste denken, unterbrach sie ihr Eheherr, hab' ich doch auch die Schlachten des ersten und zweiten schlesischen Krieges mit durchgefochten, und bin dennoch, einige leichte Schrammen abgerechnet, unversehrt zu Dir zurückgekehrt. Aber wie Gott will, wir können nichts anderes thun, als sie in Gottes schützende Hand befehlen. Doch es wird immer später, die Erwarteten bleiben, wie es scheint, aus, und wir werden wie gewöhnlich unsere Abendmahlzeit allein verzehren müssen. Soll ich schellen und den Befehl zum Auftragen geben?"

„Warte noch ein wenig, entgegnete die Baronin, vielleicht hat Bertha erst spät abkommen können; es sollte mich wundern, wenn sie ihr Versprechen nicht hielte." Sie hatte recht; wenige Minuten darauf kam eine Reiterin in scharfem Trab von einem Bedienten begleitet auf dem Weg dahergeritten, den man vom Fenster aus ein Stück weit übersehen konnte. Sie grüßte mit der Hand herauf und trat nach kurzer Zeit in das Zimmer, begleitet von zwei Herren, welche zugleich mit ihr von Triesdorf her angekommen waren, und welche gleich der schönen Reiterin dem Leser schon bekannt sind. Der ältere von beiden war der Oberstjägermeister von Reitzenstein und der jüngere der Kammerjunker von Mardeveld.

Alle nahmen nach freundlichster Begrüßung an der gedeckten Tafel Platz und nachdem das Essen vorüber war, lenkte der Oberstjägermeister das Gespräch auf die Angelegenheit, welche sie hier zusammengeführt hatte.

„Also, sagte er lächelnd, wären wir zu einem regelrechten Kriegsrath versammelt und ich will nun mit Erlaub-

niß unseres freundlichen Wirthes an das gnädige Fräulein die Frage richten, welche Nachrichten sie uns von Schwaningen bringt."

Bertha öffnete die Sammettasche, welche sie an silbernen Kettchen hängend an der Seite trug und übergab dem Herren von Reitzenstein ein Schreiben.

„Ah, machte dieser, ein eigenhändiger Brief Ihrer Durchlaucht an den Markgrafen?"

„Jawohl, entgegnete das Fräulein. Ihre Durchlaucht hat sich zu diesem Schritt entschlossen, obgleich ihr derselbe bei den Verhältnissen, welche zwischen ihr und ihrem Gemahl herrschen, sauer angekommen ist. Wenn ich auch den Inhalt des Briefes nicht genau kenne, so weiß ich doch soviel, daß sie darin den Markgrafen beschwört, durch seinen Gesandten in Regensburg auf die Seite der Fürsten und Stände zu treten, welche gegen die Antheilnahme des deutschen Reiches am Krieg gegen Preußen sind. Ihnen, Herr von Reitzenstein, soll ich den Brief übergeben, damit er durch Sie an den Markgrafen gelange. Ihre Durchlaucht verspricht sich, daß derselbe einen um so besseren Eindruck hervorbringe, wenn der Markgraf ihn aus Ihrer Hand empfängt."

Der Oberstjägermeister steckte das Schreiben zu sich und sagte: „Wollen wir hoffen, daß die Worte Ihrer Durchlaucht eine ebenso kräftige Wirkung hervorbringen, als es kürzlich der Fall war mit dem Brief, den unser junger Freund da, der Herr von Mardeveld, überbrachte. Es hat, wie mir der Kammerdiener Wünsch sagte, einen tüchtigen Sturm gegeben zwischen dem Herrn und zwischen Seckendorf, und der letztere hat in Folge dessen seine Entlassung genommen."

„Seine Entlassung genommen?" riefen das Fräulein und ihr Vater wie aus einem Mund, das ist ja ein höchst günstiger Umstand!"

„Eine erfreulichere Nachricht könnte ich Ihrer Durchlaucht gar nicht bringen," setzte das Fräulein hinzu.

„Ja, seine Entlassung genommen, fuhr der Herr

von Reitzenstein fort. Ich bitte aber, hierauf nicht allzugroße Hoffnungen zu bauen, sondern zu bedenken, daß der österreichische Gesandte, Herr von Wiedmann, auch noch da ist; er wird sicher Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um den Markgrafen in seinem Sinne zu lenken. Die Möglichkeit, daß es ihm gelingt, ist gar nicht ausgeschlossen; denn der Herr läßt sich nur gar zu gern von den augenblicklichen Eindrücken leiten."

„Es scheint mir aber doch, fiel der Kammerjunker ein, als wenn der Herr einigermaßen der Herrschaft müde wäre, welche sich der österreichische Gesandte und der Exminister Seckendorf anmaßten; er wird künftighin mehr nach eigenem Ermessen handeln."

„Wollen's hoffen, sagte Reitzenstein; dann vergessen Sie aber auch noch die Dietlein, die ihre alte Herrschaft über den Markgrafen noch immer behauptet und daß der Herr von Wiedmann sehr gut bei ihr angeschrieben ist, weiß ich gewiß." „Es ist eine Schmach, sagte das Fräulein erröthend, daß der Markgraf diesem Weib einen solchen Einfluß auf sich einräumt, während er seine Gemahlin in so auffallender Weise vernachlässigt."

„Ich theile Ihre sittliche Entrüstung vollkommen, erwiderte Reitzenstein, obgleich sich im Gegensatz zu anderen Fürsten unserer Zeit zur Entschuldigung des Markgrafen wenigstens Das sagen läßt, daß er nicht wie jene von seiner Leidenschaft unstät von einem Gegenstand zum andern getrieben wird; aber das Verhältniß besteht einmal und muß in Rechnung gezogen werden."

„Wir sind da eigentlich machtlos, sagte der Herr von Dankelmann, denn einen Versuch, die Dietlein zu gewinnen, werden Sie wohl, wie ich Ihre Stellung zu ihr kenne, nicht machen wollen, Herr von Reitzenstein?"

„Gott soll mich bewahren, entgegnete dieser, ich bin überhaupt kein Freund von krummen Wegen, aber dazu brächte mich keine Macht der Welt, diesem Weib gute Worte zu geben, oder was bei ihr wirksamer wäre, sie zu bestechen.

Nein, mein Plan ist dieser: Ich werde mir übermorgen am Geburtstag des Herrn nach der allgemeinen Gratulationskur eine besondere Audienz erbitten, die mir wahrscheinlich nicht verweigert wird. Diese Gelegenheit will ich benützen, über die vorliegende brennende Frage mit Sr. Durchlaucht in unserem Sinn zu reden, wobei mich der Brief der Markgräfin unterstützen soll. Vielleicht gelingt es mir, etwas auszurichten. Doch jetzt genug von der leidigen Politik. Ich dächte, das gnädige Fräulein setzte sich an's Spinet und spielte oder sänge uns etwas vor, was die politischen Spinneweben aus unseren Köpfen wegfegt. Unser schöner Freund, der Herr von Mardeveld, setzte er lächelnd hinzu, wird ihr gern die Notenblätter wenden oder ein kleines Duett singen."

So geschah es. Unter der Begleitung der dünnen Töne des kleinen Claviers vereinigten sich die schönen Stimmen der zwei jungen Leute im Vortrag heiterer Lieder und ihre Seelen schwebten auf den Flügeln des Gesangs aus der rauhen und kalten Region der Politik hinauf in die wärmere und freundlichere Region der Liebe. —

Fünftes Kapitel.

Des Fürsten Geburtstag.

Der Markgraf Karl Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Ansbach war in seiner Art ein frommer Herr. Mehr als fünfzig Kirchen und Pfarrhäuser und eine erkleckliche Anzahl von Schulhäusern wurde unter seiner Regierung neu erbaut und er mochte nun sein Hoflager haben zu Ansbach oder zu Triesdorf oder zu Gunzenhausen, am Sonntag riefen die Kirchenglocken nicht umsonst, er folgte ihrem Ruf. Und zwar setzte er sich in den Kirchen nicht in die sogenannten Fürstenstände, auf den Emporen angebrachte, mit Gitterwerk und Fenstern abgeschlossene Kabinete, welche er

mit dem unrespectirlichen Titel „Affenkästen“ belegte, sondern mitten unter seine Bürger und Bauern, allwo er seine Stimme kräftig erschallen ließ, aufmerksam auf die Predigt hörte und aushielt bis zum letzten Amen.

Besonders gern besuchte er die Kirche zu Weidenbach, einem Dorf, das unmittelbar vor dem westlichen Parkthor von Triesdorf liegt. Denn erstens einmal hatte er dieses Gotteshaus erbaut und es war ein stattliches Gotteshaus, abgesehen von dem damals beliebten Stil, der eher für einen Concertsaal gepaßt hätte, als für eine Kirche. Und dann war ihm der Pfarrer von Weidenbach, der Magister Schulin, lieber als alle anderen Geistlichen, selbst seinen Hofprediger in Ansbach, den Dr. Esenbeck, nicht ausgenommen.

Der Magister, ein großer, stattlicher Mann, dem die Alongeperrücke und der gesteifte Halskragen über dem Predigerrock vortrefflich stand, war in den ersten schlesischen Feldzügen Feldprediger gewesen und hatte also die Welt ein wenig gesehen. Er besaß ein freies offenes Wesen und redete wie im Umgang mit anderen, so auch auch auf der Kanzel von der Leber weg. Davon war aber der Markgraf ein besonderer Freund. Er hatte es gern, wenn den Leuten, auch ihm selber, in der Predigt die Meinung tüchtig gesagt wurde und nichts war ihm zuwiderer, als die stummen Hunde, wie er die Prediger zu nennen beliebte, welche den Fehlern ihrer Zuhörer aus allerlei Rücksichten nicht ordentlich zu Leibe zu gehen wagten.

Auch heute an seinem sechs und vierzigsten Geburtstag war sein erster Gang in die Kirche nach Weidenbach, welche bei derartigen Gelegenheiten eine glänzende Versammlung in ihren Mauern barg, von der die jetzige Gemeinde ehrsamer Bürger und Bauern im bescheidenen Rock gewaltig abstiecht. Denn die Emporen waren gefüllt mit den stattlichen Gestalten der Leibgrenadiere, die in ihren hohen Bärenmützen noch größer erschienen, als sie schon so waren und von den in bunte, mit allerlei Zierwerk behangenen Uniformen gesteckten Leibhusaren. Im Schiff der Kirche

aber drängten sich die Hofbeamten in den farbenreichen Kleidern der damaligen Zeit und geschmückt mit Stern und Ordensband, vom ersten Minister bis herab zum Kammerdiener Wünsch, der in einer Ecke eines sanften Schlummers genoß, um sich so vorzubereiten auf die mancherlei Strapazen des heutigen Tages. Nur eins fehlte, um den Glanz zu erhöhen, ein Kranz schöner Frauen, der dem Ansbacher Hof abgieng seit der halb freiwilligen, halb unfreiwilligen Trennung der Markgräfin von ihrem Gemahl. Eine einzige Frau saß in dem für fürstliche Damen und deren Gefolge bestimmten vergitterten Raum; sie mochte Mitte der dreißiger Jahre sein, eine volle Gestalt mit schönem und doch keinen angenehmen Eindruck machenden Gesicht, reich gekleidet und mit etwas mehr Diamanten behangen, als der gute Geschmack eigentlich erlaubt hätte — die Dietlein, die Tochter des Wirthes auf dem Fischhaus bei Ansbach, die Verdrängerin der armen Frau, die jetzt wohl in ihrem einsamen Zimmer zu Schwaningen thränenden Auges saß. Keine freundlichen Blicke waren es, die auf sie fielen und es war so ziemlich die allgemeine Meinung, welche der Grenadierkorporal Fuchs in seiner Weise aussprach, wenn er während des Singens seinem Nebenmann zuflüsterte: „Siehst Du sie da drüben, wie sie sich bläht und breit macht, und hat mir doch seiner Zeit das Bierseidel auf den Tisch gesetzt mit einem: Wohl bekomm's, Herr Korporal! Aber sie muß wieder herunter, wenn eine Gerechtigkeit im Himmel ist.“ —

Der Magister Schulin redete auch heute trotz der großen Versammlung von der Leber weg, ja heute erst recht, schon sein Text hatte etwas Scharfes an sich. „Euch ist die Obrigkeit gegeben vom Herren und die Gewalt vom Höchsten, welcher wird fragen, wie ihr handelt und forschen, was ihr ordnet.“ (Buch der Weisheit 6, 4.) Den geschmeidigen Hofherren wurde es schier ein wenig unbehaglich, als sie mitanhören mußten, wie er auf Grund dieser Worte dem Markgrafen seine Regentenpflichten vorhielt und

bei Erwähnung des Umstandes, daß ein Fürst seinen Unterthanen in jeder Beziehung mit gutem Beispiel vorangehen solle, einen Blick auf die vergitterte Loge warf, dessen Wirkung die darin sitzende Dame hinter ihrem Fächer verbarg. Ja, der tapfere Magister erlaubte sich sogar, in seiner Predigt ein klein wenig Politik zu treiben, indem er bei Erwähnung der gegenwärtigen kriegerischen Zeitläufe einfließen ließ, es verstehe sich ganz von selbst, auf welcher Seite ein evangelischer Fürst stehen müsse. —

Der Markgraf und seine Hofchargen waren in ihren glänzenden Staatscarrossen nach Triesdorf zurückgefahren, die Grenadiere unter schmetternder türkischer Musik, die Husaren unter hellen Trompetenklängen in ihre Kasernen marschirt. Es war wieder still in Weidenbach, desto lebhafter im und um das Schloß von Triesdorf. Denn heute wurde selbstverständlich große Gratulationskur abgehalten, eine Ceremonie, die dem Markgrafen seinem ungeduldigen Temperament nach höchst zuwider, aber eben nicht zu vermeiden war, und ihn nöthigte, einige hundert Glückwünsche entgegenzunehmen und sein Gehirn zu martern, um jedem Gratulanten einige freundliche Worte zu erwidern, wobei er dießmal sogar der Unterstützung des Erbprinzen Karl Alexander entbehrte, weil dieser bei seinem Schwiegervater, dem Herzog von Coburg, weilte.

Doch wie alles, sogar das unangenehmste, vorübergeht, so nahm auch die Gratulationskur ihr Ende. Der Letzte, welcher mit einem fast orientalischen Abschiedsgruß, d. h. mit der Stirne fast den Boden berührend, das fürstliche Prunkgemach verließ, war der Hoflieferant Abraham Fränkel*), den das schreckliche Schicksal zweier seiner Glau-

*) Im Jahre 1740 trug sich Folgendes zu: Der damalige markgräfliche Resident und allmächtige Hofjude Isaak Nathan erhielt den Auftrag, einen für den König von England bestimmten rothen Adlerorden reich mit Diamanten besetzen zu lassen. Es wurde dieses Geschäft von einem früher in Amsterdam, nun

bensgenossen nicht abgehalten hatte, diesen sehr einträglichen, aber bei dem Charakter des Markgrafen ein wenig gefährlichen Posten zu suchen, was ihm auch gelungen war.

Der Markgraf hatte sich eben, ermüdet und abgespannt von dem ungewohnten und lästigen Geschäft, in einen Lehnstuhl geworfen, um ein wenig auszuruhen, als der Kammerherr von Pöllnitz hereintrat.

„Was ist schon wieder los, Pöllnitz, schnaubte er den Hofbeamten an, könnt Ihr mich heute nicht in Ruhe lassen?"

„Eure Durchlaucht entschuldigen, erwiderte der Kammerherr, der Herr Minister von Gemmingen und der Herr Oberstjägermeister von Reitzenstein warten im Vorzimmer und wünschen Durchlaucht in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen."

„Meinethalben, sagte brummend der Markgraf, laßt sie hereinkommen, es geht heute in Einem hin."

Die Angemeldeten erschienen sogleich und der Fürst rief ihnen in seiner derben Art entgegen: „Nun, die Herren machen ja so ernste Gesichter, wie Leichenbitter, die vor einem Leichenwagen hergehen, es ist doch nicht etwas Schlimmes passirt?

Der Herr von Reitzenstein übernahm die Rolle des

---

in Gunzenhausen ansäßigen Juden, Namens Reb Ischerlein, besorgt, jedoch, ob mit Wissen des Nathan oder nicht, falsche Diamanten verwendet. In Ansbach merkte man nichts, wohl aber in London und der Markgraf mußte durch seinen dortigen Geschäftsträger hören, daß sich der König höchst unliebsam über die falschen Steine ausgesprochen habe. Die Folgen waren fürchterlich. Das Vermögen des Nathan wurde confiscirt, er selber aber an die Republik Venedig als Galeerensclave überlassen, eine Strafart, welche damals öfters vorkam. Reb Ischerlein wurde auf der Wülzburg gerichtet. Schon war er auf den Stuhl gebunden und der Gevatter Veit, der Nachrichter, schickte sich an, den verhängnißvollen Streich zu führen, als er um Erbarmen schreiend aufsprang und sammt dem Stuhl um den Tisch herumlief. Der Nachrichter aber verstand sein Geschäft und brachte dem Unglücklichen über den Tisch hinüber einen Hieb bei, daß sein Kopf auf den Boden rollte.

Sprechers und erwiderte: „Eure Durchlaucht werden es uns nicht übel nehmen, daß wir nach der langen Gratulationskur nochmals Eure Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Aber es handelt sich um ein dringendes Geschäft, über das der Herr von Gemmingen, mit Eurer Durchlaucht Erlaubniß, sogleich Bericht erstatten wird."

Der Minister, ein kleines Männchen mit bleichem, stubenfarbigem Gesicht, das neben der stattlichen Figur des Oberstjägermeisters fast verschwand, nahm aus seinem rothen, goldgestickten Plüschrock ein Schreiben, das er langsam entfaltete.

„Hier, sagte er, schreibt der Legationsrath von Seefried, Comitialgesandter beim Reichstag in Regensburg, daß am 15. dieses Monats, also heute über drei Tage, dortselbst darüber entschieden werden soll, ob von Seiten des deutschen Reiches Sr. Majestät dem König von Preußen der Krieg erklärt werden oder ob dasselbe neutral bleiben solle. Er bittet um schleunige, durch einen Courier zu übersendende Instruction. In Anbetracht der kurz bemessenen Zeit werden Durchlaucht es begreiflich finden, daß ich nicht Anstand genommen habe, selber am heutigen Tag Sie mit dieser wichtigen Angelegenheit zu belästigen."

Der Markgraf war während des Vortrages des Ministers ungeduldig im Zimmer hin und her geschritten. Jetzt sagte er:

„Ist das auch recht, Gemmingen, mich so ohne weiteres zu überfallen und mir eine Entscheidung in dieser Frage abzudrängen, von der ein wenig viel abhängt? Ich muß die Sache erst noch überlegen. Zuvor aber möchte ich doch fragen, was den Herren Oberstjägermeister hergeführt hat, der doch eigentlich die Politik als ein ihm fern liegendes Gebiet zu betrachten hätte."

Reitzenstein ließ sich nicht einschüchtern, sondern erwiderte: „Durchlaucht waren so gnädig, schon zu wiederholten Malen in Dingen meinen Rath zu begehren, die mit Hund und Falke nichts zu thun haben; so habe ich mir

gedacht, Sie würden es nicht übel ansehen, wenn ich auch in dieser wichtigsten Sache meine Meinung gehorsamst vorträge."

„Recht, recht, Reitzenstein, entgegnete der Fürst, indem er einen Knopf an des Oberstjägermeisters Uniform ergriff, ihn aber sogleich wieder los ließ, um an einem der Knöpfe des nebenstehenden Ministers nach seiner Gewohnheit zu drehen — Ihr seid ein treuer Mann und habt manchmal geredet, wenn die andern feiger Weise schwiegen, dazu versteht Ihr etwas mehr, als Eure Beine über einen Gaulsrücken zu hängen und dem Falken oder der Meute nachzureiten, so redet denn!"

„Wenn Eure Durchlaucht erlauben, fiel der Minister ein, so werde ich schnell die Gründe nochmals unterthänigst recapituliren, welche für die Neutralität oder für die Kriegserklärung sprechen. —"

„Nicht nöthig, mein lieber Gemmingen, entgegnete der Fürst, ich kenne sie alle und jeden. Ist nicht seit längerer Zeit in jedem Ministerrath davon die Rede, haben mir nicht der preußische Gesandte von Eichstätt und der österreichische von Wiedmann so und so oft die Zeit lang gemacht mit ihren Redereien? Je länger ich mich mit diesen für- und widersprechenden Gründen abgebe, desto mehr komme ich mir vor, wie ein Mensch, an dessen beiden Armen andere hängen und ihn jämmerlich hin- und herzerren. Ich bin der Geschichte müde und muß mich entscheiden. Was sagt Ihr, Reitzenstein?"

Der Oberstjägermeister hatte ein zierlich gefaltetes Brieflein aus seiner Tasche genommen und sagte, indem er es dem Markgrafen mit einer Verbeugung überreichte: „Ich bin der Mühe überhoben, Durchlaucht meine Meinung auseinander zu setzen, da es ohne Zweifel in diesem Brief besser und eindringlicher geschieht, als ich es vermöchte." Er sah den Fürsten fest an, konnte aber bei diesen Worten ein leises Zittern seiner Stimme nicht verhüten.

Der Markgraf hatte den Brief in die Hand genom-

men und an der Adresse sogleich die Handschrift seiner Gemahlin erkannt. Sein Gesicht, das immer geröthet war, wurde noch röther, und er warf auf den Oberstjägermeister einen Blick, welcher den kleinen Minister Gemmingen mehr erschütterte als den, welchem er galt und ihn befürchten ließ, es komme beim Fürsten zu einem der nicht seltenen Zornesausbrüche.

„Reitzenstein, Reitzenstein, Du nimmst Dir viel heraus, sagte der Markgraf, und willst mir die Pistole auf die Brust setzen!“

Doch erbrach er den Brief und las ihn aufmerksam durch, während der Minister und der Oberstjägermeister mit Spannung seine Mienen betrachteten, die anfangs starr, beim Weiterlesen weicher wurden, ja es war dem Herrn von Reitzenstein, als ob er einen feuchten Glanz in den Augen des Fürsten bemerke, als dieser den Brief auf ein nebenstehendes Pfeilertischchen legte.

Er wendete sich an den Minister und sagte: „Gemmingen, setzt heute noch, wenn Ihr nach Ansbach zurückgekehrt seid, eine Instruction an unseren Gesandten in Regensburg auf, in dem Sinn, daß er beim Reichstag für Neutralität stimmen soll. Morgen kommt Ihr sobald als möglich heraus, mir dieselbe vorzulegen. Ich werde mich bis dahin endgiltig entschieden haben und denke, daß eine Umarbeitung der Instruktion nicht nöthig sein wird.“

Er winkte mit der Hand zum Zeigen der Entlassung und die beiden Herren verließen den Fürsten in der festen Hoffnung, daß er nach ihrer Meinung und Ansicht handeln werde, eine Hoffnung, in welcher sie noch bestärkt worden wären, wenn sie hätten sehen können, wie der Markgraf nach ihrem Weggang den Brief noch einmal zur Hand nahm und über dem Lesen in tiefe Gedanken versank, aus denen ihn erst die Meldung des Kammerherren herausriß, daß das Mittagsmahl bereit stehe. —

Es war Abend geworden; ein heftiges Frühlingsgewitter hatte die Abhaltung eines nächtlichen Festes, das zur

Verherrlichung des fürstlichen Geburtstages im Freien gefeiert werden sollte, unmöglich gemacht. Der Kammerjunker von Mardeveld stand am Fenster seines Zimmers und sah, wie der Sturm in den Laubmassen der Lindenalleen wühlte, auf welche sich schon nächtliches Dunkel herabsenkte, das hie und da von dem grellen Aufleuchten eines Blitzes unterbrochen wurde. Eben war wieder ein solcher herabgefahren und das schmetternde Gerassel, das ihm unmittelbar folgte, zeigte deutlich, daß er in der Nähe wahrscheinlich in einen der hohen Bäume eingeschlagen habe, als der Kammerjunker seine Schulter berührt fühlte und erschrocken herumfuhr. Im Zwielicht erkannte er den Kammerdiener Wünsch, der den Finger auf den Mund legte, zum Zeigen des Schweigens.

„Euer Gnaden entschuldigen, flüsterte das Männlein, daß ich Euch noch störe. Ich weiß, daß Ihr ein Freund des Herrn von Reitzenstein seid. Ich bin ihm Dank schuldig, weil er mich einmal vor dem Jähzorn des Herrn nicht ohne Gefahr für sich selber beschützt hat. So will ich Euch etwas mittheilen, was ihn und Euch selber interessiren wird, freilich in unangenehmer Weise. Ihr wißt doch, daß der Herr Oberstjägermeister heute bei dem Herrn war.“ —

„Ja, entgegnete gespannt der Kammerjunker, ich weiß das, macht nur keine lange Vorrede, Wünsch, sondern laßt die Hauptsache hören!“

„Also, fuhr der Kammerdiener fort, daß ich es kurz mache: Ihr werdet vorhin bei der Tafel gesehen haben, daß der österreichische Gesandte sich an den Herrn machte, ihn mit seinen Erzählungen aus seinem Gesandtenleben und mit seinen Späßen unterhielt, wobei er ihm im Trinken des schweren weißen Bordeaux mit gutem Beispiel voranging, bis der Kopf des Herrn, mit Respect zu melden, aussah, wie eine vollaufgeblühte Klatschrose. Es ist ein Kreuz, daß er dem Wein nicht widerstehen kann.“

„So wenig, wie Ihr dem Maitrank, Herr Wünsch.“

„Ach, dafür bin ich gestraft genug; aber weiter:

Der schlaue Wiener hatte seine Absichten. Was er von dem Herrn im nüchternen Zustand nicht zu erlangen hoffen konnte, das sollte bei dem vom Wein erhitzten und unzurechnungsfähig gemachten erreicht werden und zwar mit Hilfe der Dietlein, dieses bösen Geistes, der den Markgrafen schon so lange in seiner Gewalt hat. Wie sie es eingefädelt haben, weiß ich nicht. Aber das weiß ich: Ich saß vorhin im Vorzimmer, in dem bei diesem trüben Abend schon ziemliche Dunkelheit herrschte, in einer Ecke, um gleich zur Bedienung des Herrn bereit zu sein. Da kam der Gesandte und der Kabinetssekretair, der Wittich, herein, sie bemerkten mich nicht und flüsterten mit einander hinter den Vorhängen eines Fensters. Nicht lange dauerte es, so ging die andere Thüre auf und es erschien die Dietlein. Der Gesandte fuhr auf sie zu wie der Habicht auf eine Taube. „Habt Ihr's, flüsterte er, hat er unterschrieben?" „Ja, sagte sie, aber es hat Hitze gekostet, doch ich habe so meine Mittelchen — dabei lachte das Weib unverschämt, daß ich mich kaum zu halten vermochte — hier ist das Patent, jetzt meinen Lohn und dann fort!" Der Gesandte übergab ihr etwas, was mir in der Dunkelheit wie ein kleines Schächtelchen aussah; dann entfernten sich alle und ließen mich allein mit meinem ohnmächtigen Zorn."

„Schmachvoll!" preßte der Kammerjunker vor Zorn knirschend hervor. „Also alles umsonst!"

Im Hof des Schlosses zeigte sich Fackelschein. Ein Wagen fuhr vor, in dem zwei des Regens wegen in Mäntel gehüllte Gestalten verschwanden. „Der Gesandte und der Wittich, der Schleicher," sagte der Kammerdiener. Kaum war der Wagen abgefahren, so wurde ein Pferd vorgeführt, auf das sich ein Mann schwang, der eilends aus einem Nebengebäude des Schlosses gekommen war. Mardeveld hatte das Fenster leise aufgemacht. Deutlich hörte man eine Stimme fragen: „Wohin denn noch bei dem Hundewetter, Herr Fourier?" „Herrendienst, Johann, sagte der andere, muß noch nach Gunzenhausen, wichtige Depeschen

für den Reichstag in Regensburg!" Die Hufschläge des jagenden Rosses verhallten bald unter dem Geplätscher des Regens. —

Es vergingen keine drei Tage, so waren in allen Städten und Dörfern der Markgrafschaft die Patente und Advocatorien gegen Preußen angeschlagen.

Sechstes Kapitel.

Eine Beichte.

Der Markgraf war für einige Zeit nach Ansbach übergesiedelt. Er befand sich in einer schrecklichen Stimmung und glich in seinem Benehmen einem angeschossenen Eber, der wild daherrast und mit seinem Gewaff links und rechts um sich schlägt.

Der Kammerdiener Wünsch wünschte sich einige hundert Meilen von Ansbach weg; denn er konnte sich nicht erinnern, während seiner langen Dienstzeit so viele Püffe und Knüffe von durchlauchtiger Hand empfangen zu haben als gegenwärtig. Wenn der Oberkutscher Junkheim auf seinen Bock hinaufstieg, um den Fürsten mit einem der prächtigen Viererzüge zu fahren, so hatte er vorher jede Schraube und Feder am Wagen, jede Schnalle am Riemenzeug selber untersucht und bat im Stillen den Himmel, jeden Unfall gnädig abzuwenden; denn wenn es ihm jetzt passirt wäre, den Markgrafen umzuwerfen, so hätte er sich nur gleich auf einen Gaul setzen und dahin reiten dürfen, wohin seines Herrn Arm nicht mehr reichte. Der Hofnarr und Exbürgermeister Wünschenmeyer war verstimmt und zum Spaßmachen sehr wenig aufgelegt. Als er nämlich einige Tage nach des Fürsten Geburtstag bei Tafel mit seinen Witzen ein wenig zudringlich geworden war, hatte ihm dieser eine leere Wasserflasche an den Kopf geworfen, ein Wurfgeschoß, das ihm leicht hätte verderblich werden können, wenn

die Gewalt desselben nicht durch seine dicke Lockenperrücke in etwas wäre gemildert worden.

Wenn der Markgraf durch die Straßen von Ansbach ritt, nach seiner Gewohnheit so, daß das Feuer unter den Hufen aus dem Pflaster fuhr, so retirirten alle, die gerade auf dem Weg waren, in die offenstehenden Hausthüren, nicht anders, als wenn der wilde Jäger, der Herr von Rodenstein, leibhaftig mit seinem ganzen gespenstischen Troß durch die Gassen gerast wäre, und mancher leise Fluch wurde hinter ihm her gemurmelt, manche Faust gegen den wilden Markgrafen geballt — natürlich nur in der Tasche.

An Zorn und Wuth war nun die Umgebung des Fürsten hinlänglich gewohnt, um etwas besonders Auffallendes darin zu finden, aber es zeigte sich hie und da ein Zustand an ihm, den sonst auch seine Vertrautesten nie bemerkt hatten, er stand oder saß manchmal Stunden lang still vor sich hinbrütend und statt des Ausdrucks von Zorn sah man einen wehmüthigen Zug in seinem Gesicht.

Der Hof zerbrach sich den Kopf über diese seltsame Veränderung und erschöpfte sich in allerlei Vermuthungen, ja der Kellermeister Dollinger orakelte zwischen seinen Weinfässern und that gegen seine Gehilfen den Ausspruch: „Ihr werdet sehen, der Herr hat seinen meisten Wein getrunken und wird sich bald zu seinen Ahnen in die Gruft bei Sct. Johannes zurückziehen.“ —

Der Mai hatte dießmal seinem Namen „Wonnemonat“ Ehre gemacht, und sein warmer Hauch hatte das ganze Land in schönsten Frühlingsschmuck gekleidet. Auch im Hofgarten zu Ansbach, den des Markgrafen Mutter Charlotte in seiner bis heute unverändert gebliebenen Gestalt hatte anlegen lassen, grünte und blühte Alles in üppiger Fülle. Die langen kunstreich in gothischen und romanischen Bogen gezogenen Lindenalleen warfen dichten Schatten auf die breiten Sandwege, die Rasenflächen leuchteten im frischesten Grün, und kräftig hob sich davon das dunklere Laub der Baumgruppen ab, welche aus ihnen emporstiegen. Einen

besonders schönen Anblick boten die Silberpappeln dar, die vereinzelt oder zu größeren Gruppen vereinigt ihre silberglänzenden Blättchen im Winde wiegten. Auch die Kinder des Südens, die Gäste aus den sonnigen Gefilden Italiens, die Orangen und Citronen hatten ihren Winteraufenthalt verlassen und standen in langen Reihen vor der Orangerie, die Luft mit dem köstlichen Wohlgeruch ihrer Blüthen erfüllend und das Auge erfreuend durch die goldgelben Früchte, welche aus dem dunkelgrünen glänzenden Laub hervorleuchteten.

Der Markgraf liebte es, in dem stillen Garten, der während seiner Anwesenheit in Ansbach für niemanden offen stand, am Vormittag etwa eine Stunde zu lustwandeln. Früher waren dieß harte Stunden für den Hofgärtner und seine Gehilfen gewesen. Denn prüfenden Blickes pflegte er umher zu gehen und seinem scharfen Auge entging nicht leicht irgend eine Vernachlässigung; es blieb dann manchmal nicht bloß bei einer Rüge, sondern es redete auch das spanische Rohr ein Wort mit, das er für gewöhnlich bei sich führte. Jetzt aber bekümmerte er sich wenig um die Thätigkeit der Gärtner und suchte meistens die einsamsten Stellen des Gartens auf, wo im dichten Gebüsch die Singvögel ihr Sommerquartier aufgeschlagen hatten, um hier ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können.

Auch heute wieder, es war der 22. Mai 1757, bog der Markgraf von der breiten Lindenallee ab, um auf engen durch dichtes Gebüsch sich windenden Wegen eine Laube zu erreichen, welche von den hängenden Zweigen einer Traueresche überschattet war. Als er eintrat, erhob sich ein Mann von der Ruhebank, der dem Fürsten eine tiefe Verbeugung machte, ohne sich vom Platze zu bewegen.

„Ihr hier, Herr von Reitzenstein?“ sagte der Fürst, auf dessen Gesicht eine leichte Röthe aufstieg, von der ungewiß war, ob Zorn, ob Verlegenheit sie erregt hatte, — Ihr wißt wohl nicht, daß ich auf meinen Spaziergängen hier im Garten gern ungestört wäre?“

„Wohl weiß ich das, Durchlaucht, entgegnete der

Oberstjägermeister; aber ich habe bemerkt, daß Durchlaucht seit einiger Zeit etwas auf dem Herzen haben, was Sie beängstigt und quält, und das auszusprechen eine Erleichterung für Sie wäre. Dazu wollte ich Durchlaucht Gelegenheit geben und deshalb habe ich es gewagt, heute hieher zu kommen."

Der Fürst setzte sich auf die Ruhebank und winkte dem Freiherren, neben ihm Platz zu nehmen. Es war merkwürdig zu sehen, wie in seinem Gesicht der Ausdruck des Trotzes mit dem eines weicheren Gefühls kämpfte. Endlich sagte er mit gepreßter Stimme: „Ihr seid ein merkwürdiger Mann, Reitzenstein, ich habe Euch beleidigt, zurückgestoßen, Euren gut gemeinten Rath mit Füssen getreten und Ihr kommt doch wieder zu mir, weil Ihr glaubt, es liege etwas Bedrückendes auf meiner Seele."

„Ich bin Eurer Durchlaucht geschworener Diener, dazu mit Eurem Leben verwachsen von Jugend auf, entgegnete der Freiherr, indem er sein offenes, jetzt von edler Begeisterung erleuchtetes Gesicht dem Fürsten zuwendete, ein Höfling bin ich nicht, ich kann nicht heucheln und schmeicheln, wie so mancher andere, aber ich kann treu sein, treu auch dann, wenn man meinen Rath verschmäht, und für meine Treue möchte ich keinen anderen Lohn als Vertrauen!"

Gesenkten Hauptes hatte der Fürst diese Worte angehört, jetzt erhob er seine Augen und sah dem Freiherren in das ernste, aber von der Aufrichtigkeit seiner Rede zeugende Gesicht und sagte: „Ueber Euren Worten ist mir etwas in's Gedächtniß gekommen, was mir vor mehr als dreißig Jahren der Magister Held, mein Religionslehrer, bei dem Vorbereitungsunterricht für die Confirmation sagte: Um einen Fürstenthron stehen böse Geister her und gute. Die bösen möchten den Fürsten gern verleiten, daß er seine hohe Stellung mißbraucht zur Befriedigung seiner Lüste, die guten möchten ihm helfen, daß er ein tugendhafter Mann, ein Vater seiner Unterthanen sei. Es kommt darauf an, auf welche Geister er hört und welchen er folgt. Ihr,

Reitzenstein, seid einer meiner guten Geister gewesen, o hätte ich mehr auf Euch gehört!“

„Es wäre noch immer Zeit, Durchlaucht!“ unterbrach ihn der Freiherr, ohne daß der Fürst auf seine Worte achtete.

„Wie Ihr mich da seht, fuhr er fort, bin ich ein unglücklicher Mann. Sonst schauen die meisten Menschen auf ihre Jugend als auf eine glückliche Zeit zurück, ich kann das nicht. Meinen Vater habe ich kaum gekannt, er war ein kränklicher schwacher Mann, der sich schon Jahre lang vor seinem Tod um die Regierung gar nicht mehr annahm und sie dem sogenannten Landhofmeister Grafen Castell überließ. Als ich elf Jahre alt war, starb er; aber meine Mutter, die allerdings eine sehr gebildete, geistreiche und wohlthätige Frau war, bekümmerte sich doch viel zu wenig um mich und das Glück, welches kaum dem Aermsten meiner Unterthanen versagt bleibt, das Glück, von treuer Mutterliebe sich umgeben und getragen zu wissen, das Glück, mit allen kleinen Wünschen und kleinen Schmerzen zu einer Mutter fliehen zu können, das hab ich nie gekannt. Ihr wißt es ja selber, Reitzenstein, wie ich in die Hände von Hofmeistern und Gouverneuren geliefert worden bin, die mich nicht zu behandeln verstanden. Hätten sie meine Liebe zu gewinnen gewußt, so würden sie mich an einem Faden haben lenken können. Aber ihr kaltes Wesen erregte meinen Trotz, den auch die härtesten Strafen nicht zu brechen vermochten, und sie sind Schuld daran, daß sich in mir der Jähzorn entwickelte, der mich zu so manchem hingerissen hat, was ich vor Euren Ohren, Reitzenstein, mit dem rechten Namen nennen will — zu blutigen Verbrechen, die mein Gewissen belasten und meine letzten Stunden zu Schreckensstunden machen werden. Als halbwüchsigen Jüngling schleppten sie mich auf weiten Reisen herum, nach Holland, nach Frankreich, nach Berlin, eine Menge von buntgemischten Eindrücken drangen auf mich ein, die mich mehr verwirrten als bildeten, zumal ich eigentlich nichts ordentliches gelernt

hatte, und was für einen anderen reiferen und unterrichteteren Jüngling ein großer Gewinn gewesen wäre, blieb so für mich ziemlich erfolglos. Wenn nur meine Mutter noch länger gelebt hätte, sie würde sicher einen sehr guten Einfluß auf mich gewonnen haben. Aber kaum hatte ich mit siebzehn Jahren die Regierung übernommen, so starb sie ganz unerwartet. Nun stand ich allein da, ein unreifer Mensch, der noch in die Schule und unter strenge Zucht gehört hätte, als der Regent eines Landes, zu meiner Seite Minister, von denen keiner ein Mann in des Wortes wahrer Bedeutung war, zu meiner Seite eine Frau, fünfzehn Jahre alt, ein Kind, körperlich schwächlich und von viel zu geringer Willenskraft, als daß sie in irgend einer Weise hätte auf mich einwirken können. Ihr, Reitzenstein, waret eigentlich der Einzige, vor dem ich noch Respect hatte und der mir offen und ehrlich, auch mit Tadel entgegenzutreten wagte. O hätte ich mehr auf Euch gehört! Ich wäre ein besserer Mensch geworden, ich wäre nicht in das Laster des Trunkes hineingerathen, das die Ursache mancher That wurde, die ich bei nüchternen Sinnen nimmer vollbracht hätte, ich wäre nicht schon früher auf Abwege gerathen und vollends nicht in die Schlingen des Weibes gefallen, das ich verachte und von dem ich doch nicht lassen kann, ich hätte nicht das schwere Unrecht auf dem Gewissen, meine rechtmäßige Gattin von mir gestoßen zu haben, in einer Weise, die unverzeihlich genannt werden muß. Aber was hilft alles Klagen, geschehen ist geschehen! Und dann noch die letzte Geschichte! Sie haben meine Leidenschaften in schlauer Weise benützt, mich zu dem zu bringen, was gegen meine Ueberzeugung war und wodurch ich der armen Frau in Schwaningen einen neuen Stachel in's Herz gedrückt habe — Reitzenstein, Ihr müßt mich verachten!"

Der unglückliche Fürst schlug seine Hände vor sein Gesicht und krampfhaftes Schluchzen erschütterte seinen Körper. So hatte ihn der Freiherr, sein Vertrautester von Jugend auf, noch nie gesehen, und das Mitleid, das er mit ihm

empfand, hinderte ihn nicht, die große Veränderung zu bewundern, die mit diesem sonst so starren und verschlossenen Mann vorgegangen war. Er legte seine Hand auf den Arm des Fürsten und sagte: „Durchlaucht haben das falsche Wort gewählt, nicht verachten, nein bedauern, das ist das Gefühl, welches sich in mir regt und ich möchte Euch gerne helfen."

„Helfen? erwiderte der Fürst, indem er seine Arme sinken ließ, mir ist nicht mehr zu helfen, mein Leben ist verdorben und zerstört." —

„Aber es läßt sich noch vieles gut machen, Durchlaucht, sagte der Freiherr, Ihr könnt mit Gottes Hilfe Herr werden über Eure Leidenschaften, Ihr könnt das Unrecht sühnen, das Ihr Eurer Gemahlin angethan." —

Es ließen sich in diesem Augenblick laute Stimmen hören: „Se. Durchlaucht muß hier im Garten sein, ich sah ihn selber vor einer halben Stunde durch die Alleen gehen." — „Aber wo denn, wenn wir ihn nur schnell fänden, es thut die höchste Eile noth!"

Der Markgraf war aufgestanden und schritt durch die engen, gewundenen Wege eilends dahin, von woher die Stimmen laut geworden waren. Er traf auf einige Hofbedienstete, in deren Mitte ein Mann stand, dessen Reitstiefel und Kleider mit Schmutz bespritzt waren und der ganz erschöpft zu sein schien.

„Ihr seid, wie es scheint, scharf geritten, was bringt Ihr mir?" sagte der Markgraf, auf dessen Gesicht der Ausdruck ängstlicher Spannung lag.

Der Reiter überreichte ihm mit tiefer Verbeugung ein Schreiben, das der Fürst hastig erbrach und durchflog.

„Da lest, Reitzenstein, sagte er mit dumpfer Stimme, die Strafe kommt schnell!"

In dem Schreiben stand, daß der preußische General von Meyern vor Nürnberg erschienen sei, die Stadt zur Zahlung einer Contribution gezwungen und seinen Weg nach Schwabach genommen habe, um hier und in anderen Städten und Dörfern des Markgrafenthums ein Gleiches zu thun. —

Siebtes Kapitel.

Die Flucht.

Ein kühnes Reiterstücklein war es, was der König Friedrich der Große durch seinen General von Meyern ausführen ließ, waghalsig bis zum höchsten Grad, wenn man die heutigen Verhältnisse in Betracht ziehen wollte. Aber es waren eben damals ganz andere Verhältnisse, deren ganze Erbärmlichkeit der große König recht wohl kannte und auf die er seinen Plan mit voller Sicherheit gründen konnte.

Vom nördlichen Böhmen her war der General mit einer Schaar von etwa tausend wohl berittenen Husaren in Oberfranken eingebrochen und mit Windeseile bis vor die Thore der Stadt Nürnberg geflogen. Wären die Bürger dieser Stadt noch dieselben gewesen, wie dreihundert Jahre vorher, so wären sie aus ihren festen Mauern hervorgebrochen und hätten dieses Reiterhäuflein zermalmt oder sie mit blutigen Köpfen dahin geschickt, woher sie gekommen waren. Nun aber unterhandelte der wohlweise Rath der guten Stadt Nürnberg demüthigst mit dem übermüthigen Reitergeneral und zahlte keine kleine Contribution, um die lästigen Gäste aus dem nürnbergischen Gebiet hinweg zu bringen.

Doch hatte der General die Nürnberger eigentlich nur im Vorübergehen ein wenig abgestraft. Seine Hauptabsicht war auf die markgräflich Ansbachischen Gebietstheile gerichtet, wo er zunächst eben so wenig einen Widerstand zu erwarten hatte. Er wendete sich gegen Schwabach, dann gegen Kadolzburg und Roßtall, von wo aus er in wenigen Stunden Ansbach erreichen konnte.

Man kann sich denken, welch panischer Schrecken dadurch in der Hauptstadt des Markgrafenthums entstand. Man hatte gehört, daß der Krieg in Böhmen wüthe, aber kein Mensch hatte auch nur entfernt daran gedacht, daß das Kriegsgewitter sich mit solcher Schnelligkeit bis in die ruhigen fränkischen Gaue verbreiten werde.

Aber konnte man denn den kühnen Preußen nicht

entgegentreten und ihnen eine derbe Lection geben? Der Markgraf hatte doch Soldaten, wenigstens fünfmal soviel, als der preußische General! Jawohl! Nur war der traurige Umstand, daß für die Infanterie leider gerade keine Patronen vorhanden waren, und daß man die Säbel der Husaren erst schleifen mußte. Und der verwegene Husarenführer stand so zu sagen vor den Thoren. Es blieb nichts anderes übrig, als schleunige Flucht. Die Welt erlebte das sonderbare Schauspiel, daß der Markgraf seine ganze Soldateska vor einem Reiterhaufen flüchtete. Ehe der Abend des drei und zwanzigsten Mai anbrach, waren die Kasernen in Ansbach leer und der Markgraf sammt seinem Hofhalt auf dem Weg nach Würzburg. —

Es läßt sich denken, in welcher Stimmung sich die Soldaten bei diesem merkwürdigen Rückzug, oder besser gesagt, bei diesem Geflüchtetwerden, befanden. Ueberall finstere Gesichter und leise Flüche, so daß die Offiziere, die sonst im Garnisondienst ihre Leute weidlich schuhriegelten, nicht wagten, streng aufzutreten, sondern gute Worte gaben, um einen offenen Ausbruch der Unzufriedenheit hintan zu halten.

In Lehrberg erreichte der Markgraf sein Gardegrenadierregiment, das einige Zeit vor ihm selber Ansbach verlassen hatte. Als er durch die Reihen der Soldaten fuhr, erhob er sich im offnen Wagen, um ihnen ein paar ermunternde Worte zu sagen. Aber sein Blick begegnete nur finsteren Mienen, kein Begrüßungsruf schallte ihm entgegen; er gab seine Absicht auf und auf ein leises Wort, das der neben ihm im Wagen sitzende Oberstjägermeister dem Leibkutscher Junkheim zuflüsterte, setzten sich die Pferde in scharfen Trab.

Am anderen Morgen ereignete sich ein Vorfall, der von der Unzufriedenheit, die unter den Soldaten herrschten, noch deutlicheres Zeugniß ablegte.

Wer von Ansbach nach Würzburg fährt, muß den Höhenzug überschreiten, der die Wasserscheide zwischen der fränkischen Rezat und dem Gebiet der Aisch bildet. Längere

Zeit führt die Straße durch Wald, plötzlich tritt dieser zurück und es thut sich eine Aussicht auf, die wohl zu den lieblichsten gehört, die man im Frankenland finden kann. Linkshin ziehen sich Höhenzüge, mit dem üppigsten Laubwald dicht bestanden, rechts steigen an einem steilen Hügel die ersten Weinberge in Terrassen auf und gerade aus gen Norden schweift der Blick über den fruchtbaren Aischgrund und den sogenannten Uffenheimer Gau, während der Frankenberg, der Hohelandsberg, der Schwamberg und in weiter Ferne die blaue Kette des Rhöngebirges die Aussicht abschließen.

Die Strasse fällt hier ziemlich steil in das Thal hinab, so daß der Verkehr mit schwerem Fuhrwerk erschwert ist und leicht ein Unfall eintreten kann.

Am Morgen des vier und zwanzigsten Mai hatte sich ein solcher Unfall ereignet. An einem Bagagewagen des Grenadierregimentes war die Sperrkette gerissen, die Pferde hatten das Fuhrwerk nicht mehr halten können, es war auf ein vorausfahrendes aufgerannt, beide umgestürzt, so daß die Straße durch die Wagen und die gestürzten Pferde, um die sich ein fluchender Haufe von Troßknechten und Soldaten ansammelte, vollständig geschlossen war.

In diesem Augenblick kam eine leichte Chaise mit vier Braunen bespannt im Trab die Steige herabgefahren, und mußte natürlich halten. Ein Lakai, der neben dem Kutscher auf dem Bock gesessen war, sprang herab, um den zwei Damen, die im Wagen saßen, die Ursache des Aufenthaltes zu melden. Eine derselben beugte sich heraus, um nach vorn auf den Knäuel von Wagen, Pferden und Menschen zu schauen, der das Weiterkommen verhinderte. Sie würde es wohl unterlassen haben, wenn sie die Folgen geahnt hätte. „Ei, sieh da, ließ sich die Baßstimme eines schnauzbärtigen Grenadiers vernehmen, der am Rand des Straßengrabens gesessen war, da ist ja gar die ehemalige Gretel vom Fischhaus, die mir manche Halbe eingeschenkt hat, jetzt fährt sie

vierspännig. He da, Kameraden, rief er laut, kommt einmal her, ich will euch was zeigen!"

Sogleich waren einige zwanzig oder dreißig Soldaten um ihn versammelt und riefen: „Nun, alter Fuchs, was ist denn los?"

Sie traten an den Schlag der Chaise und der Korporal Fuchs begann in dem Ton eines Ausrufers vor einer Schaubude: „Hier, Kameraden, seht ihr ein merkwürdiges Thier, zuerst war es eine schmutzige Raupe, die zwischen Bierfässern kroch, jetzt ist es ein Schmetterling geworden, der in fürstlichen Gemächern umherfliegt und in goldnen Glaskutschen fährt."

Die meisten umstehenden Soldaten kannten die Dietlein, die mit wuthgeröthetem Gesicht neben ihrer zitternden Zofe im Wagen saß und ein beistimmendes Gejohle belohnte den Korporal Fuchs für seinen Witz.

„Die ist daran schuld, daß wir jetzt davon laufen müssen, wie die Hasen, fuhr er fort, statt an der Seite der ruhmgekrönten Preußen zu kämpfen."

Dabei hatte er seine Hand auf den Wagenschlag gelegt und in demselben Augenblick schlug die Dietlein mit ihrem Fächer ihn heftig über die Hand.

„Was, ihr Leute, schrie dieser, wollt ihr euren alten Korporal schlagen lassen von einer solchen —"

Der Schlag wurde aufgerissen und schon streckten sich einige Hände aus, die Missethäterin aus dem Wagen herauszuziehen, man hörte rufen: „Warte, Gretel, da drunten ist ein Weiher, da wollen wir dich tauchen, wie es deinesgleichen gebührt, damit dir die Hitze vergeht!"

Die Drohung wäre sicher ausgeführt worden, wenn nicht der General Bitter von Reede mit seinem Gefolge herangesprengt gekommen wäre. Sie drängten mit ihren Pferden und durch einige Stockhiebe die wüthenden Soldaten vom Wagen weg, der dadurch freien Paß gewann und, da die gestürzten Fuhrwerke wieder aufgerichtet waren, schnell vorwärts fahren konnte. —

Die markgräflichen Truppen bezogen vor der Hand Standquartiere in der Nähe von Uffenheim. Der Markgraf selber eilte weiter nach Würzburg, da ihm der gerade abwesende Bischof sein prachtvolles Schloß zur Verfügung gestellt hatte.

Er war dort angekommen in einer schrecklichen Gemüthsstimmung, die zwischen Wuth und Reue hin- und herschwankte. Er verließ die ihm angewiesenen Zimmer nicht, obgleich er sonst an tägliche anstrengende Bewegung auf der Jagd oder Falkenbeize gewohnt war, und der wundervoll angelegte, nun in seiner höchsten Pracht stehende Garten um das Schloß her, wurde von ihm nicht betreten. Die Cavaliere am Würzburger Hof versuchten vergeblich, ihn aus seinem dumpfen Hinbrüten herauszureißen, und blieben zuletzt ganz weg. Es war, als ob in das Schloß, das sonst trotz des geistlichen Hofhaltes eine Stätte der Fröhlichkeit, nicht selten sogar etwas ausgelassener Lust war, ein finsterer Geist seinen Einzug gehalten hätte.

Der Markgraf verkehrte nur mit seinen Ministern, soweit es dringend nothwendig war und außerdem mit dem Herrn von Reitzenstein, der auch mit ihm das einsame Mittagsmahl theilte.

Die Dienerschaft verwunderte sich gewaltig über den Herrn. Herr Wünsch bekam keine Püffe und Knüffe, sondern sein Herr hielt unter der Puderquaste und Kräuselscheere mäuschenstill, so daß es dem Kammerdiener angst und bange wurde und er sich förmlich sehnte nach einem tüchtigen Puff, als nach einem handgreiflichen Zeigen, daß sein Herr zu seiner gewöhnlichen Gemüthsverfassung zurückzukehren im Begriffe stehe.

Der Kellermeister Dollinger, der mit sachkundiger Bewunderung durch die Schloßkeller schritt und sich von seinem bischöflichen Collegen manch feines Tröpfchen aus den alten Stein- und Leistenfässern ziehen ließ, meinte, sein Herr werde den Wein aus dem bischöflichen Hofkeller auch nicht verschmähen; aber nein — die Flaschen kamen

von der Tafel, wie sie hingestellt worden waren: ein Umstand, der den Kellermeister in seiner finstern Ahnung vom baldigen Hinscheiden des Herrn befestigte.

Der Oberkutscher Junkheim und das ganze Stallpersonal befand sich in ruhender Activität; denn der Markgraf, der sonst Tage lang nicht von dem Rücken des Pferdes herunterkam, schien nunmehr eine gründliche Abneigung gegen alles gefaßt zu haben, was mit Zügel und Sporen zusammenhing.

So war ungefähr eine Woche verflossen, seitdem der Fürst in Würzburg weilte. Es war Nachricht eingetroffen, daß der verwegene Reitergeneral von Meyern nach einiger Brandschatzung die markgräflichen Gebietstheile wieder verlassen habe, so daß also der Rückkehr nach Ansbach nichts mehr im Wege stand. Für den nächsten Tag war denn auch der Aufbruch von Würzburg nach Uffenheim festgesetzt.

Es ging schon auf den Abend zu, als der Markgraf mit dem Herrn von Reitzenstein an einem Fenster des prachtvollen Spiegelzimmers stand, das heute noch die Bewunderung aller Besucher des Würzburger Schlosses erregt. Die Fensterflügel waren geöffnet, so daß der Blick frei über die Blumenbeete und Baumgruppen des Schloßgartens bis zu den grünenden Rebenhügeln hinüberschweifen konnte. Der Markgraf schien heiterer zu sein, als bisher, er freute sich wohl darüber, den Ort verlassen zu können, wo er als Flüchtling hatte einige Tage zubringen müssen.

Das Gespräch der beiden Herren wurde unterbrochen durch den Kammerjunker von Mardeveld, welcher auf einem silbernen Teller dem Markgrafen einen Brief überbrachte. Dieser wollte sich nicht stören lassen und sagte dem Kammerjunker, er solle nur den Brief auf den Tisch legen, es werde nichts von Bedeutung sein. Der Angeredete blieb jedoch stehen und wollte eben beginnen: „Durchlaucht entschuldigen —“ als der Fürst einen Blick auf den Brief warf und ihn dann hastig vom Teller nahm. Der Kammerjunker entfernte sich und der Oberstjägermeister wollte

ein gleiches thun, aber der Markgraf sagte: Bleibt nur, Reitzenstein!" und setzte sich dann an den Tisch, den Brief zu lesen.

Der Baron konnte, obgleich der Fürst mit dem Gesicht von ihm abgewendet saß, doch bemerken, daß der Inhalt des Briefes einen tiefen Eindruck auf ihn machte; denn seine Arme zitterten und das feine Papier knisterte in seiner Hand.

Als der Fürst nach kurzer Frist sich wieder erhob und sich zu dem Oberstjägermeister wandte, sah dieser, daß Thränen in seinen Augen glänzten, die er auch gar nicht zu verbergen trachtete.

„Da lest einmal, Reitzenstein! sagte der Fürst. Der Baron nahm den Brief und sah hinein, wollte ihn aber sogleich wieder zurückgeben, als er die Unterschrift betrachtet hatte und sagte: „Eure Durchlaucht entschuldigen, aber es kann mir nicht geziemen, zu lesen, was Eure hohe Gemahlin —"

„Lest, sag ich, wiederholte der Markgraf, damit Ihr seht, was ich für ein Thor war, eine edle Perle wegzuwerfen, weil ihre Fassung meinem Auge nicht gefiel und dagegen eine Glasperle wegen ihrer glänzenden Fassung zu wählen!"

Der Oberstjägermeister las also den Brief durch, und als er ihn zurückgegeben, sprach sich eine tiefe Ergriffenheit in seinen Zügen aus. „Nun, Reitzenstein," fragte der Fürst, was sagt Ihr dazu?" „Ich kann nur sagen, erwiderte dieser, daß Ihre Durchlaucht nach dem Befehl der Schrift handelt: „Laß dich nicht überwinden das Böse, sondern überwinde das Böse mit Gutem!" Sie könnte nicht herzlicher, liebreicher, freundlicher schreiben und Eurer Durchlaucht Mißgeschick bedauern, wenn von jeher zwischen ihr" — Der Baron zögerte fortzufahren — „zwischen ihr und mir alles so gestanden wäre, wie es hätte stehen sollen, wolltet Ihr sagen, fuhr der Markgraf fort. Ja wahrlich, Ihr habt recht, aber so wahr mir Gott helfe, ich bin über-

wunden; sie beklagt den, der ihr zeitlebens soviel Leid angethan hat und schreibt an ihren Bruder, den König Friedrich, um für mich zu bitten — das ist zuviel; es muß jetzt anders werden, Reitzenstein, sie muß von Schwaningen weg, wieder zu mir —"

Der Markgraf unterbrach sich und starrte die gegenüberstehende Spiegelwand an, als wenn aus der glatten Fläche des Krystalglases ein grausenhaftes Gespenst hervortrete. Es zeigte sich aber nur das Spiegelbild einer schönen Frau in der farbenreichen geschmackvollen Kleidung der damaligen Zeit und hinter ihr tief gebückt das Bild des ehrlichen Kammerdieners Wünsch.

Der Markgraf wendete sich langsam um, sein Gesicht war geröthet und seine Augen sprühten vor Zorn. Der Kammerdiener flüsterte: „Durchlaucht wollen gnädigst entschuldigen, Madame ließ sich durchaus nicht aufhalten" — „Hah, schrie der Fürst mit einer Stimme, die den armen Wünsch zur Thüre hinausscheuchte, wie der Sturmwind ein dürres Blatt vor sich her jagt, siehst Du sie, Reitzenstein, die Schlange in der glatten, schönen Haut, die Verführerin, die Teufelin, um deren willen ich das arme Weib mit Füssen getreten habe? Aber sie soll nicht länger Macht über mich haben!"

Er riß den Degen, den er an der Seite trug, heraus und wollte auf die Dame zustürzen, die von Schrecken gelähmt bis jetzt stehen geblieben war. Der Oberstjägermeister hielt ihn aber auf und mit einem tiefen Seufzer sank der Fürst bewußtlos in einen Sessel. Eine Ohnmacht war über ihn gekommen, in Folge der Ueberreizung seiner Nerven. Doch kam er nach kurzer Zeit wieder zu sich und schlug die Augen auf.

„Was war das? hauchte er mit schwacher Stimme und als er den Baron bemerkte, der sich über ihn gebeugt hatte, fragte er: „Ist sie fort?" Der Baron bejahte es. „Nun, dann sorge dafür, daß ich sie nie mehr sehe, es könnte ein furchtbares Unglück geben. Der Wünsch soll

kommen und mich zu Bett bringen, ich bin wie zerschlagen. Aber halt! Zuvor noch ein paar Zeilen nach Schwaningen!" —

An demselben Abend noch ritt ein Bote eilenden Laufes das schöne Mainthal hinauf. Er sollte so schnell als möglich in das stille Schloß am Hesselberg eine freudige Kunde bringen, die Kunde der Versöhnung.

Achtes Kapitel.

Die weiße Frau.

In den Schlössern des Fürstengeschlechtes der Hohenzollern treibt nach der Sage ein furchtbares Gespenst sein Wesen — die sogenannte „weiße Frau." Wenn sie nächtlicher Weile durch die Corridore und hohen Gemächer schwebt, so ist das ein Zeigen, daß bald einer aus dem erlauchten Haus in die Gruft seiner Väter hinabsteigen muß.

Manche Geschichte von der weißen Frau erzählte man sich in Ansbach und unter der markgräflichen Dienerschaft stand der Glaube an diese unerklärliche Erscheinung felsenfest.

Der Markgraf war wieder nach Triesdorf zurückgekehrt. Aber er war nicht mehr derselbe. Schon in seiner äußerlichen Erscheinung nicht. In seiner Haltung war etwas Gedrücktes, und sein Gesicht, sonst immer hochgeröthet, war etwas bleicher geworden. Auch sein Benehmen war ein anderes. Er war viel ruhiger und gelassener, und wenn auch hie und da in seinem Auge etwas aufblitzte von dem alten Jähzorn, so kam er doch nicht zum völligen Ausbruch. An der Jagd, sonst seine liebste tägliche Beschäftigung, fand er kein rechtes Vergnügen mehr. Er ging wohl jetzt, wo mit dem Anfang des Monats Juni die Jagd auf Rehe aufgegangen war, manchmal mit dem Oberstjägermeister hinaus auf den Anstand, aber es war kein rechter Eifer dabei und es kam dem Freiherrn vor, als wenn ein Gang von einer Stunde den Fürsten ermüde, dessen eiserne Mus-

keln sonst tagelange heftige Anstrengungen ohne Ermüdung zu ertragen im Stande gewesen waren. Er beklagte sich über nichts, aber der Leibarzt Dr. Konrad Cramer, der alle paar Tage von Ansbach herausgefahren kam, seine Aufwartung zu machen, schüttelte bedenklich mit dem Kopf und befahl dem Kammerdiener Wünsch, auf seinen Herrn recht Obacht zu geben, denn es scheine ihm, als ob seine Gesundheit einen bedeutenden Stoß erlitten habe.

Es war ein schöner Sommerabend, die hohen Linden in den Alleen hatten schon ihre Blüthen getrieben; noch einige warme Tage, dann mußten sie aufbrechen und die ganze Luft mit ihrem balsamischen Duft erfüllen. Der Fürst war mit einem seiner Leibjäger hinausgefahren auf den Anstand, von wo er erst nach Anbruch der Nacht zurückkehrte. Die Dienerschaft hatte jetzt einige Stunden freie Zeit und mehrere hatten sich in der Nähe des Schlosses unter den Linden zusammen gesetzt, um ein wenig zu plaudern.

Auf einer Bank, welche Aussicht auf die Straße gewährte, finden wir einige unserer alten Bekannten bei einander, den Mundkoch Dobel, den Leibkutscher Junkheim, den Hofnarren Wünschenmeyer, der bei der gegenwärtigen Stimmung des Markgrafen sich in Ruhestand versetzt sah, den Kammerdiener Wünsch, den Kellermeister Dollinger.

Das Gespräch drehte sich um die Gesundheitsverhältnisse des Markgrafen.

„Gebt Acht, sagte der Kellermeister leise, unser Herr lebt nicht mehr lange, er trinkt keinen Wein mehr; gestern habe ich ihm weißen Bordeaux auftragen lassen, von dem er sonst ein großer Freund war, aber nicht rühr' an. Und meine Großmutter hat mir oft gesagt: Fritz, wenn ein Mensch von seinen alten Gewohnheiten plötzlich läßt, so kannst du darauf schwören, daß er nicht mehr lange lebt."

„Laß mich aus mit Deiner Großmutter, entgegnete der Hofnarr, daß der Herr nicht ist, wie er war, sehen wir alle, aber was wird's besonderes sein? Der Aerger über den verdammten Husarengeneral ist ihm in den Magen gefahren,

es wird sich schon wieder machen, er ist ja noch ein vierziger, ein kräftiger Mann."

„Und dann, fuhr der Leibkutscher fort, hat sich ja auch die weiße Frau noch nicht sehen lassen, die immer erscheint, wenn es bei einem von ihnen heißt: Bis hieher und nicht weiter."

„Still doch, zum Donner! sagte der Kammerdiener und sah sich scheu um, obgleich die tiefstehende Sonne noch ihre goldenen Lichter zwischen den Blättermassen und auf dem Sandweg spielen ließ, jetzt fängt mir der Kerl wieder an von der weißen Frau; ich fürchte mich ja rein zu Tod und traue mich Nachts nicht mehr durch die Zimmer zu gehen, weil ich meine, das grauenhafte Gespenst trete plötzlich hinter einer spanischen Wand oder aus einer Nische mir entgegen."

„Ob nur wirklich was dran ist?" warf der Hofnarr ein.

„Was daran?" sagten die anderen wie aus einem Mund und sahen den Zweifler mit einer gewißen mitleidigen Verachtung an, als wenn er eine allgemein als feststehend geltende Thatsache zu leugnen versucht hätte.

„Nun, ihr seht mich gerade an, sagte Wünschenmeyer, als wenn ich behauptet hätte, die Erde hätte dieselbe Gestalt, wie eine der Pasteten, wie der Dobler da zusammenbaut. Wer von euch hat sie denn gesehen?"

Es folgte ein verlegenes Schweigen, denn keiner der Anwesenden konnte sagen, daß er die nähere Bekanntschaft dieses furchtbaren Hohenzollern'schen spiritus familiaris gemacht habe.

„Halt, Freund Wünschenmeyer, sagte endlich der Hofkutscher, Du meinst uns gefangen zu haben; denn von uns hat meines Wissens noch keiner die weiße Frau gesehen und Gott möge jeden in Gnaden davor bewahren. Aber ich will Dir und den anderen etwas erzählen, was ich aus sicherem Mund weiß, nämlich aus dem Mund meiner Mutter, Gott hab' sie selig." Er setzte sich steif aufrecht und stemmte

die Hand auf den rechten Schenkel, als wenn er auf dem Bock säße und die Staatspeitsche hielte.

„Also, begann er, ihr wißt, daß der Markgraf Georg Friedrich, der Onkel unseres jetzigen Herrn, im Jahre 1703 bei Schmidmühlen in einem Gefecht gegen die Franzosen und Bayern einen tödtlichen Schuß bekam und wenige Stunden darauf in den Armen seines Stallmeisters, des Herren von Schlammersdorf, verschied. Meine Mutter war aber bei der Markgräfin Kammerjungfer. Wenn die Hofdamen Abends nach Hause gefahren, oder auf ihre Zimmer gegangen waren, so mußte meine Mutter immer noch bei ihr bleiben, bis sie eingeschlafen war, dann konnte sie sich im Vorzimmer auch niederlegen. Eines Abends, es war, wie sich später herausstellte, der Abend, welcher dem Todestag des Markgrafen voranging, eines Abends war die Markgräfin gerade eingeschlafen, meine Mutter machte sich noch an der Nachtlampe zu schaffen und wollte dann in's Vorzimmer gehen. Wie sie sich umdreht, steht am Kamin eine hohe Frauengestalt, ganz in Weiß gekleidet und aus dem weißen Spitzenschleier, den sie um den Kopf trug, sah ein blasses Todtenangesicht hervor, in dem aber die kohlschwarzen Augen um so unheimlicher funkelten. Meine Mutter brach vor Schrecken an dem Bett der Markgräfin zusammen und ergriff mit einem unterdrückten Schrei ihre herabhängende Hand. Sie erwachte augenblicklich und wie sie sich aufrichtet, erblickt sie die Gestalt am Kamin. Diese hob langsam ihre magere weiße Hand auf und deutete auf das Bildniß des Markgrafen, das an der Wand hing. Dann war es gerade, als wenn die Erscheinung in der Luft zerflösse, sie wurde immer undeutlicher und bald war nichts mehr zu sehen. Meine Mutter sprang mit einem lauten Schrei vom Boden auf und wollte aus dem Zimmer stürzen. Die Markgräfin aber, eine tapfere Frau, hielt sie zurück. „Bleib! sagte sie und bring mir nicht das ganze Schloß in Aufruhr. Sie kommt nicht wieder. Aber Ihr werdet viele Arbeit bekommen, meine Trauerkleider zu rüsten, denn ehe drei

Tage vergehen, bin ich Wittwe.“ Das war an einem Mittwoch Abend, am Freitag Morgen brachte ein reitender Bote die Todesnachricht. So hat mir meine Mutter oft erzählt und jedesmal zeigte sich auf ihrem Gesicht ein Wiederschein des furchtbaren Schreckens, den sie damals erlebt hat. — Aber ich muß jetzt in den Stall, um nach meinen Burschen zu sehen, daß alles in Ordnung geht. Ich wünsche den Herren eine geruhsame Nacht.“

Damit ging er ab, und gleich darauf machten sich auch die anderen an ihre Geschäfte, mit Ausnahme des Hofnarren, der für diesen Abend nichts weiter mehr zu thun hatte, als einige Gläser Bier hinter die Binde zu gießen und die im Gasthaus zum weißen Schwan versammelten Gäste mit seinen schlechten Witzen zu regaliren. —

Es war Nacht geworden, der letzte Tagesschimmer hatte sich vermischt mit dem bleichen Mondlicht, das nun über dem weiten Wald, den dunkeln Lindenalleen ausgegossen lag und sich auf den Flächen der Teiche wiederspiegelte, an deren Rand das Schilfrohr leise flüsterte, und auf deren Wassern die Seerosen träumend schwammen.

Der Markgraf war allein in seinem Zimmer; durch die geöffneten Fenster zog die kühlere Nachluft herein und brachte von den blühenden Blumen und Gesträuchen des Hofgartens Ströme von Wohlgeruch mit. Er ging auf und ab, als wenn er sich über etwas beunruhigte oder auf etwas wartete. „Heute wollte sie kommen, murmelte er — es muß sie etwas gehindert haben — vielleicht ist sie krank geworden — ach, ich fürchte mich, sie zu sehen und doch freu’ ich mich, denn ich weiß, daß eine Last von meiner Seele fällt, wenn sie mich anschauen wird mit ihren treuen Augen und sprechen: „Karl, es soll Alles vergessen sein und vergeben.“

Während der Fürst in tiefen Gedanken seinen Gang fortsetzte, war der Kammerdiener Wünsch im Vorzimmer auf einem Lehnstuhl ein wenig eingenickt, denn es konnte noch ziemlich lang dauern, bis der Markgraf seine Dienste

begehrte. Aber es war ein unruhiger Schlaf, die Erzählung des Leibkutschers hatte ihn aufgeregt und schreckliche Traumgebilde zogen durch seine Seele.

Er erwachte von einem leisen Geräusch, wie es ihm vorkam und wenn nicht der Schrecken seine Zunge gelähmt hätte, so würde er einen lauten Schrei ausgestoßen haben. Denn — da stand sie, die weiße Frau, vom bleichen Mondlicht umflossen, das Haupt war von einem weißen Schleier umgeben, der an ihrer Gestalt herabhieng und sie verhüllte. Er war im ersten Augenblick aufgesprungen, sank aber nun mit einem leisen Seufzer in den Sessel zurück.

„Sieh da, ließ sich eine Stimme vernehmen, die keineswegs einen gespenstischen, sondern einen sehr lieblichen Klang hatte, und zu der einen weißen Frau gesellte sich zum namenlosen Erstaunen des armen Kammerdieners eine zweite — sieh da, unser alter Freund Wünsch, hat ein kleines, vorläufiges Schläflein gemacht. Ist Se. Durchlaucht noch auf?" Der Kammerdiener erhob sich mühsam aus seinem Stuhl und sprach mit zitternder Stimme: „Alle guten Geister loben Gott den Herren! Wer spricht da mit mir?" Zugleich sah er, daß die eine weiße Gestalt die Thüre zu des Markgrafen Zimmer öffnete und darin verschwand, während die andere ein Taschentuch an den Mund preßte, um ihr Lachen zu verbeißen.

Wünsch hatte schon viel von Gespenstern gehört, denn in den langen Gängen und hohen hallenden Zimmern der fürstlichen Paläste treiben ja diese Schattenwesen am liebsten ihren Unfug, aber daß Gespenster auch lachen und zwar so herzlich lachen, wie die Gestalt, die da im hellen Mondschein stand, das hatte er doch noch nicht gehört. Er faßte sich also ein Herz und ging auf das Wesen zu, jedoch immer noch etwas zögernd und mit ängstlich vorgestreckten Händen.

„Was zum Kukuk habt Ihr denn vor, Herr Wünsch, sagte die liebliche Stimme, deren Besitzerin zugleich etwas zurückwich, wollt Ihr Euch etwa überzeugen, ob ich wirklich Fleisch und Blut habe? Ist durchaus nicht nöthig! Ich

bin das Fräulein von Dankelmann. Zündet doch ein paar Lichter an, Ihr sitzt ja hier, wie ein alter Uhu, der zwischen verfallenden Ruinen bei Mondschein philosophischen Betrachtungen nachhängt."

Der Kammerdiener fiel aus seinem Gespensterdusel so zu sagen mit einem Plumps in die nackte Wirklichkeit zurück.

„Himmel! rief er aus, die verdammten Gespenstergeschichten! Aber das gnädige Fräulein entschuldigen, gleich will ich Licht machen!"

Er klopfte sich ein paar Mal tüchtig auf die Finger, bis Zunder und Schwefelholz Feuer fing; endlich brannten die drei Kerzen eines Armleuchters.

„So, jetzt schaut mich einmal ordentlich an, sagte das Fräulein, ob ich der weißen Frau gleich sehe." Ihr schönes Gesicht sah rosig und lächelnd aus dem Spitzenschleier heraus und der Kammerdiener war Hofmann genug, um ihr darüber einige Artigkeiten zu sagen, welche mit einem leichten Flächerklaps auf sein gepudertes Haupt vergolten wurden.

„Aber, sagte der Kammerdiener, das gnädige Fräulein entschuldigen meine Frage, wer war denn die andere Dame, die in Sr. Durchlaucht Zimmer verschwand?"

„Nun, auch kein böser Geist, entgegnete das Fräulein, wie jene entsetzliche Kindsmörderin, deren Andenken in Eurem Kopfe spuckt, sondern ein guter Geist, der Eurem HErrn den Frieden wieder bringen will. Es war Ihre Durchlaucht, die Markgräfin."

„Gott sei Lob und Dank, flüsterte der alte Diener; also ist es wahr, was man sich am Hofe zuraunt, Se. Durchlaucht wolle sich mit Hoch dero Gemahlin wieder versöhnen, oder daß ich es recht sage, setzte er noch leiser hinzu, das an ihr begangene Unrecht wieder gut machen? Das wäre mein schönster Tag, wenn ich meine gnädige Fürstin nach so langer langer Zeit bei Tafel an der Seite Sr. Durchlaucht sitzen sähe!" —

Es war schon Mitternacht vorüber, als ein Wagen

aus dem Schloßhof wegfuhr, dessen Schlag unter einer tiefen Verbeugung von dem alten Kammerdiener geschlossen worden war. Die eine der Frauen, welche darin saßen, weinte leise vor sich hin, aber es waren nicht die Thränen, die sie oft in ihrer Verbannung geweint hatte, sondern Freudenthränen; die andere hielt ihre Hände in den ihrigen und drückte von Zeit zu Zeit einen leisen Kuß darauf.

Neuntes Kapitel.

Unerwartetes Ende.

Am Morgen des 1. August 1757 hatte der Markgraf zum ersten Mal wieder seinem alten Vergnügen, der Falkenbeize, obgelegen. Er war in der letzten Zeit viel heiterer geworden, er hatte mit der Vergangenheit gebrochen und wollte ein neues Leben anfangen. Oft war die Markgräfin von Schwaningen herübergekommen nach Triesdorf oder Gunzenhausen und schon war der Tag festgesetzt, wo sie das einsame Schloß am Hesselberg verlassen und nach Ansbach übersiedeln sollte. Da trat ein Ereigniß ein, das alle ihre Hoffnungen vernichtete, wie der Nachtfrost im Frühjahr die lieblichen Blüthen versengt.

Ganz gesund und vergnügt war der Fürst von der Falkenjagd in's Schloß nach Gunzenhausen zurückgekehrt, hatte seine Mahlzeit eingenommen und sich dann in sein Kabinet zurückgezogen. Es verging Stunde um Stunde und der Kammerdiener wartete umsonst darauf, die Klingel zu hören, mit der ihn sein Herr zu rufen pflegte. Endlich trat er in das Kabinet, um sich umzusehen. Der Markgraf lag auf dem Sofa, sein Kopf hing über die Lehne und röchelnd ging sein Athem ein und aus.

Der Ruf des Kammerdieners brachte die ganze Dienerschaft auf die Beine. Der schleunigst herbeigeholte Arzt erklärte das Unwohlsein des Fürsten für einen Schlaganfall;

er ließ ihm, nachdem er zu Bett gebracht war, zur Ader, aber nur spärlich floß dunkelrothes Blut und das Bewußtsein wollte nicht zurückkehren.

Nun flogen Eilboten nach Ansbach zu dem Leibarzt Cramer und dem Minister von Gemmingen, nach Schwaningen zur Markgräfin, nach Coburg, wo der Erbprinz Karl Alexander verweilte.

Es war noch nicht Mitternacht, als die Markgräfin gestützt auf den Arm des Fräuleins von Dankelmann in das Krankenzimmer wankte, kaum im Stand, sich aufrecht zu halten. Schluchzend warf sie sich über ihren Gatten und benetzte mit ihren Thränen sein bleiches Gesicht. Bisher war der Fürst noch nicht zur Besinnung gekommen, aber diese Thränen schienen auf sein Nervensystem zu wirken, wie ein elektrischer Strom. Er schlug die Augen auf und als er seine Frau gewahr wurde, machte er Anstrengungen, zu sprechen. Es kam ihm schwer an, denn die Zunge war theilweise gelähmt. Aber endlich hörten alle im Zimmer Anwesenden deutlich die Worte: „Verzeihung, Louise?"

Die Markgräfin konnte nicht antworten, nur die Hände des Sterbenden drücken und seinen Mund mit Küssen bedecken. Die Augen schloßen sich wieder, aber ein freundliches und glückliches Lächeln schwebte auf seinem Angesicht.

Die Fürstin wich nicht von seinem Lager, bis am Morgen der letzte Athemzug seine Brust geschwellt hatte. —

Zwei Tage darauf wurde die Leiche des Markgrafen nach Ansbach gebracht, um in der Gruft der Johanniskirche beigesetzt zu werden. Als der Leichenwagen die Triesdorfer Straße herab kam, drängte sich eine große Volksmasse demselben entgegen, aber nicht zur Begleitung, auch nicht den Sturz menschlicher Größe schweigsam und nachdenklich betrachtend, sondern lärmend und tobend, als brächte man den Leichnam eines Verbrechers. Mancher Ausruf der Schadenfreude wurde gehört und die Husaren, welche den Wagen begleiteten, mußten mit ihren Pferden die Menge auseinander drängen, um Platz zu machen. Sie hatten ihn eben nur

gekannt, wie er bis vor kurzem gewesen war, und der Tod hatte ihm nicht Zeit gelassen, in den Herzen seiner Unterthanen das Andenken zu verdrängen an — den wilden Markgrafen.

Als der Sarg in der Kirche geöffnet wurde, drängte sich ein Mann heran, der Oberstjägermeister Reitzenstein. Er war abwesend gewesen auf einem seiner Güter, erst auf dem Rückweg hatte ihn die Kunde von seines Herrn Tod erreicht. Jetzt trat er an den Sarg, sein Gesicht zuckend vor Schmerz; er beugte sich über den Leichnam nnd küßte die kalten Lippen. „Leb wohl, lieber Fürst, leb wohl!" Das waren seine Abschiedsworte.

Die Markgräfin blieb in Schwaningen; sie war zu sehr an die Zurückgezogenheit gewöhnt, um noch einmal das Treiben eines Hofhaltes mitzumachen, obgleich sie ihr Sohn eingeladen hatte, nach Ansbach zu kommen. Der Kammerjunker von Mardeveld trat in ihre Dienste als ihr Oberhofmeister. Das Fräulein von Dankelmann aber wurde Oberhofmeisterin und so hatte die Fürstin, deren Lebenszeit eine harte Prüfungszeit von wenigen Lichtblicken unterbrochen gewesen war, für ihren Lebenabend Leute um sich, die ihr mit großer Liebe und Verehrung zugethan waren.

Im Verlage der **C. H. Beck**'schen Buchhandlung in Nördlingen sind erschienen:

Deutsche Volks= und Jugendschriften.

1. **Wild, K., Martha.** $11^1/_8$ Bog. 1 ℳ.
2. — — **Der Verbrecher und sein Freund.** Zweite Auflage. $5^7/_8$ Bog. 80 ₰.
3. **Mittermaier, L., Die Söhne des Waffenschmieds.** Ein lehrreiches Lebensbild aus den Zeiten des Mittelalters. Zweite Auflage. $8^3/_4$ Bog. 80 ₰.
4. **Reidenbach, J. A., Hans.** Eine wahre Geschichte aus der jüngsten Zeit. 9 Bog. 1 ℳ.
5. **Lampert, Fr., Für's Vaterland.** Aus dem Leben eines bayerischen Trompeters. $5^1/_2$ Bog. 70 ₰.
6. **Schricker, Dr. August, Deutsch und Welsch** oder **Der Franktireur.** Eine Erzählung aus dem Elsaß und dem Kriegsjahre. 4 Bog. 60 ₰.
7. **Stöber, W., Glück aus Leid.** Eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. 7 Bog. 80 ₰.
8. **Stöber, W., Schuld und Gnade.** Erzählung. $6^1/_2$ Bog. 80 ₰.
9. **Lampert, Fr., Des Thürmers Töchterlein von Rothenburg.** Eine Erzählung aus dem Jahr 1631. $6^1/_2$ Bog. 80 ₰.
10. **Stöber, W., Der Heimathlose.** $6^5/_8$ Bog. 80 ₰.
11. **Münch, Th., Vor dem großen Kriege.** $2^3/_8$ Bog. 60 ₰.
12. **Willms, A.,** geb. Wildermuth, **Des Marschbauern Tochter.** Erzählung aus Holstein. $5^1/_8$ Bg. 60 ₰.
13. **Lampert, Fr., Die Mühlenhexe.** Eine Erzählung. $7^3/_8$ Bg. 75 ₰.
14. **Stöber, W., Die Schweden vor Ingolstadt.** Erzählung. $7^1/_4$ Bog. 75 ₰.
15. **Wild, K., Die Hoppeltsmühle im Karthäuserthal.** Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. $9^3/_4$ Bog. 1 ℳ.
16. **Stöber, W., Aus einem Fürstenleben.** Erzählung. $4^5/_8$ Bog. 60 ₰.

(Jährlich sollen einige Bändchen dieser Sammlung erscheinen.)

Stöber, Wilhelm

Aus einem Fürstenleben Erzählung

Nördlingen 1877